

REZENSIONEN

Nadezhda Beljakova, Thomas Bremer u.a.: „Es gibt keinen Gott!“ Kirchen und Kommunismus. Eine Konfliktgeschichte, Freiburg: Herder 2016, 255 S.

Zwei Historikerinnen und ein Theologe haben sich für das vorzustellende Buch zusammengesetzt, um einen Überblick über die Beziehung zwischen den christlichen Kirchen einerseits und der Ideologie des Kommunismus andererseits zu bieten. Zwar gibt es bereits eine Vielzahl von Publikationen zu einzelnen Aspekten oder geografisch, chronologisch und konfessionell begrenzten Entwicklungen dieser Beziehung, aber eine umfassende Synthese stand bisher noch aus. In dieser Hinsicht ist der Band eine sehr willkommene Einführung für Interessierte und Studierende, um sich die Konfliktgeschichte der beiden – sich scheinbar gegenseitig ausschließenden – Weltanschauungen vor Augen zu führen.

Das Buch ist das gemeinsame Produkt aller drei Verfasser, wobei kaum stilistische Brüche oder inhaltliche Schwerpunkte verraten, welche Teile welchem Autor zugewiesen werden können. Grundsätzlich wird ein chronologisches Verfahren angewandt, aufgebrochen durch thematische Gliederungspunkte. Der erste Teil befasst sich mit der Vorgeschichte bis zum Ersten Weltkrieg (S. 19-42), der zweite mit der Zwischenkriegszeit, hauptsächlich mit den Entwicklungen in der frühen Sowjetunion (S. 45-113). Im dritten Teil geht es dann um die Nachkriegszeit (S. 117-204) und im vierten stehen schließlich die Entwicklungen seit den politischen Umbrüchen Ende der 1980er Jahre im Vordergrund (S. 207-233). Eine Zeittafel (S. 239-242), in der die wichtigsten Entwicklungen dargestellt werden, rundet das Buch ab.

Da weniger Details aufgegriffen als vielmehr Einblicke in die Vielfalt der Beziehungen zwischen christlichen Kirchen und kommunistische Ideologie geboten werden, fallen die Fußnoten und die Literaturhinweise relativ spärlich aus. Nur bei direkten Zitaten werden Quellen im Text genannt; die Literaturliste umfasst lediglich sieben Seiten (S. 243-249). In ihr wird nur die wichtigste weiterführende Literatur in deutscher und englischer Sprache aufgelistet, wobei die Autoren sehr viel mehr Literatur in einer Vielzahl von Sprachen aussparen. Dafür ist Platz geblieben für ein umfangreiches Personenverzeichnis (S. 250-254), das alle im Buch genannten Akteure beinhaltet. Somit eignet sich das Buch als Anfangspunkt für weitere Recherchen zu einem gesuchten Ereignis.

Der erste Teil umfasst fünf Kapitel, wobei sich die ersten zwei auf dem Sozialismus verwandte Phänomene vor dem Marxismus konzentrieren. Die drei Autoren greifen zurück auf kommunitaristische Utopien in der Bibel und im frühen Christentum einerseits und auf die Ideen der Französischen Revolution andererseits. Die zunehmend offen antikirchliche Haltung der französischen Revolutionäre habe die Kirche allgemein misstrauisch gegenüber Revolutionsbewegungen gemacht, was dazu geführt habe, dass auch die später auftretende Ideologie Karl Marx' in der Kirche mit großer Skepsis rezipiert wurde. Eine zusätzliche Komplikation lag in der Reaktion auf seine Behauptung, Religion sei das „Opium des Volkes“; „es betäube die Werktätigen, damit sie ihre Unrechtssituation überhaupt ertragen könnten. Die Kirchen des 19. Jahrhunderts taten nicht viel, um diese Anschuldigung zu entkräften“ (S. 28). So zeigte das Verhältnis zwischen den christlichen Kirchen und der Arbeiterbewegung von Anfang an Risse auf. Es gab vereinzelte Annäherungen, die allerdings

nicht auf der Ebene der Kirchenleitung stattfanden, sondern eher von sozialistisch gesinnten Klerikern ins Leben gerufen wurden. Eine progressive Annäherung der Kirchen an die Sozialdemokratie und die Arbeiterfrage kann erst im Laufe des 20. Jahrhunderts nachgewiesen werden.

Während der erste Teil um die theoretischen Beziehungen zwischen den christlichen Kirchen und dem Kommunismus als Ideologie kreist, kommt im zweiten Teil der Sozialismus als Herrschaftsform hinzu. In ihm wird die frühe Sowjetunion aufgearbeitet. Zunächst wird der Kontext, in dem die besondere russische Form des Marxismus-Leninismus sich entfaltete, sehr plastisch und umfassend dargestellt. Die Russische Orthodoxe Kirche galt im vorrevolutionären Russland als Teil des imperialistischen Staatsapparates und stand den kommunistischen Bestrebungen diametral entgegen. Die wenigen sozialistisch gesinnten Kleriker wurden aus der offiziellen Kirche verdrängt. Als die Oktoberrevolution 1917 die Kirche überraschte, war das gegenseitige Misstrauen nicht mehr auszumerzen.

Die neuen Machthaber setzten alles daran, die einstige Staatskirche sowie die anderen Konfessionen aus der Gesellschaft zu verdrängen. Die religiöse Freiheit wurde streng auf die Religionsausübung beschränkt. Weiterhin wurde versucht, die Kirche zu spalten und gleichzeitig neue religionsähnliche Elemente einzuführen. Der russische Exilphilosoph Nikolaj Berdjajev bemerkte, dass „der wissenschaftliche Sozialismus zum Glaubensgegenstand wurde[, wobei] der Kommunismus selber den Anspruch einer Religion erhebe“ (S. 90 f.). Gegen Ende des zweiten Teils werden die nicht-russischen Gebiete der frühen Sowjetunion (die Ukraine, Georgien, Armenien) und die nicht-orthodoxen Kirchen analysiert, die zwar anfangs keiner starken Verfolgung ausgesetzt waren, deren Strukturen aber bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges fast gänzlich aufgelöst wurden.

Im dritten und umfangreichsten Teil geht es dann um die Nachkriegszeit. In dieser Zeit hatten nicht nur in halb Europa sozialistische Systeme Fuß gefasst, auch der Umgang der kommunistischen Machthaber mit Religion war viel komplexer geworden. Das erste Kapitel dieses Teils umfasst die Entwicklungen in der Sowjetunion: Während in der frühen Sowjetunion die Religion rigoros bekämpft wurde, waren die Weichen in der Nachkriegszeit eher auf Instrumentalisierung und psychologische Verdrängung gestellt. Der Nachkriegskommunismus verabschiedete sich vom militanten Atheismus und wandte sich eher dem „wissenschaftlichen Atheismus“ zu, auch aufgrund der durchaus religiös vitalen neu hinzugekommenen Gebiete. Die Religion galt als wissenschaftlich widerlegt, nicht-kirchliche Rituale wurden ausgebaut. Gleichzeitig sahen die kommunistischen Autoritäten in den Religionsvertretern Verbündete in der Friedensfrage und nutzten sie mit verschiedenen Druckmitteln für Spionagetätigkeiten aus. Eine Frage, die dabei in den Kirchen diskutiert wurde, war, ob „die Kirche die Aufgaben, die ihr von atheistischen Instanzen gestellt worden war, ‚verkirchlichen‘ und umformulieren“ konnte, oder ob sie sie einfach blind auszuführen hatte (S. 126).

Die kommunistisch regierten Staaten Mittel- und Osteuropas, inklusive der nach 1945 entstandenen neuen Sowjetrepubliken, stehen im Fokus des zweiten Kapitels von Teil drei. Hier wird die Komplexität der Strategien, Länder und Konfessionen deutlich unübersichtlicher. Die drei Autoren stellen zu Beginn des Kapitels die These auf, dass die rechtlich festgelegten Beziehungen zwischen den verschiedenen Staaten Mittelosteuropas und den christlichen Kirchen nicht so sehr auf die ideologischen Vorgaben des Marxismus-Leninismus basieren würden. Stattdessen könne man lediglich eine leichte Kursänderung im Verhältnis

zu den vorher bestehenden Regelungen feststellen. Gleichzeitig übten die politischen Autoritäten Druck auf religiöse Vertreter aus, sodass das offiziell vorhandene Regelwerk in der Praxis ganz anders aussah als in der Theorie. Nach dieser allgemeinen Einleitung werden die einzelnen Konfessionen analysiert, oft untergliedert in länderspezifische Analysen.

In den Kapiteln drei und vier werden sodann die Entwicklungen seit den 1950er Jahren vorgestellt. Dies umfasst einerseits die Wahrnehmung seitens der Kirche, dass der Kommunismus kein kurzzeitiges Phänomen darstelle; andererseits wird auf den Umgang mit christlichen Dissidenten eingegangen. Die Kirchenvertreter zeigten sich zwischen einer Loyalität zum Staat, in der Hoffnung auf Spielraum, und der Sympathie mit den regimekritischen Stimmen unter den Gläubigen hin- und hergerissen. Ebenso verhielt es sich in der Ökumene, im internationalen Dialog zwischen den christlichen Kirchen verschiedener Konfessionen. Obwohl die ökumenischen Organisationen von politischen Intrigen geprägt waren, boten sie dennoch eine Plattform, auf der sich Menschen von beiden Seiten des Eisernen Vorhangs treffen oder zumindest außerhalb der offiziellen Treffen ihre Verbundenheit demonstrieren konnten. Die Gemeindeparterschaften zwischen den niederländischen und ostdeutschen Gemeinden beispielsweise, die seit den späten 1970er Jahren florierten, bedeuteten auch einen Ausweg aus der Isolation für die Christen der DDR.

Im fünften Kapitel werden außereuropäische Entwicklungen analysiert. Hier kommen die sehr schwierigen Verhältnisse in den kommunistischen Ländern Ostasiens zur Sprache, aber auch Entwicklungen in Lateinamerika, allen voran der Siegeszug der sogenannten Befreiungstheologie. Obwohl die Anhänger letzterer sowohl von den Militärregimen als auch von der offiziellen katholischen Kirche gemäßregelt wurden, blieb diese dem Kommunismus nahestehende Variante der katholischen Theologie für lange Zeit in Lateinamerika bestimmend.

Insgesamt gesehen stellt dieser dritte Teil ein Kernstück des Buches dar. Mit verschiedenen Anläufen werden die Entwicklungen von Kirchen und religiöser Praxis im Kommunismus von 1945 bis in die 1980er Jahre erklärt, wobei Redundanzen nicht vermieden werden konnten. Dies ermöglicht dem Leser, eine beliebige Stelle aufzuschlagen und ihre inhaltliche Aussage zu verstehen, ohne das Vorhergehende gelesen zu haben. Auch existieren wenige Querverweise.

Im vierten Teil werden die Ereignisse seit Ende der 1980er Jahre dargestellt. Dabei geht es erst um die Rolle der Kirchen im politischen Prozess der Abkehr vom Kommunismus. Die Kirchen waren zwar in den meisten Fällen in diesen Prozess involviert, spielten aber, außer in Polen und der DDR, keine tragende Rolle: „Trotzdem übernahmen Christen überall 1989 auf unterschiedliche Weise politische Verantwortung, riskierten etwas und trugen damit dazu bei, dass sich die politische Situation in ihren Heimatländern änderte und die alte kommunistische Machtelite abdanken musste“ (S. 211).

Im anschließenden Kapitel werden die innerkirchlichen Aufarbeitungsprozesse seit der politischen Wende thematisiert. Diese Aufarbeitung geht in vielen Fällen nur schleppend voran, da „das Thema [...] nach wie vor sehr persönlich und emotional präsent“ ist – auch im Rahmen der Ökumene (S. 223). Im dritten Kapitel dieses Teils wird auf die bestehenden kommunistisch regierten Gesellschaften außerhalb Europas eingegangen. Hier reicht das Spektrum von der totalen Unterdrückung christlicher Kirchen in Nordkorea und weniger umfassend in China bis hin zu den vergleichsweise liberalen Regimen Vietnams und Kubas. Auf Kuba müssten die Entwicklungen der letzten zwanzig Jahre im Zusammenhang mit

den Papstbesuchen auf der Insel 1998, 2012 und 2015 gesehen werden. Durch sie hätte die katholische Kirche sehr viel an öffentlicher Reputation gewonnen, und von einer direkten Verfolgung der kubanischen Christen könne nicht mehr die Rede sein.

Das Buch endet mit einem Schlusswort, in dem die Autoren zwei Fragen stellen. Die erste, ob die kommunistische Ideologie zwangsläufig mit der christlichen Religion unvereinbar sei, beantworten sie mit „nein“, denn „vermutlich wäre die Schnittmenge an konkreten Handlungsmöglichkeiten zwischen Vertretern des Christentums und des Kommunismus gar nicht so gering gewesen. [Es hätte] vielleicht die Chance gegeben, neben einer möglicherweise fruchtbaren Zusammenarbeit auf konkreten Gebieten auch einen inhaltlichen Dialog über die unterschiedlichen Grundaussagen zwischen den beiden denkerischen Systemen zu führen. Doch es ist dazu nie gekommen“ (S. 237). Die zweite Frage ist, ob aus dem Konfliktverhältnis zwischen Christentum und Kommunismus ein Sieger hervorgegangen sei. Auch diese Frage wird verneint, weil „seit der Machtübernahme der Bolschewiki [...] eine jahrhundertalte, teils rückwärtsgewandte, antimoderne, nichtsdestotrotz aber reiche, vielfältige und dynamische christliche Kultur in Mittel- und Osteuropa zerstört“ worden sei (S. 238). Am Ende hätten so alle verloren, und die Welt sei kein besserer Ort geworden.

Dieses pessimistische Schlusswort soll aber nicht vom Wert des Buches ablenken, das einen sehr gut lesbaren Überblick über die Beziehung zwischen zwei Denksystemen bietet, die sich über fast zwei Jahrhunderte meist gegenseitig ausschlossen. Trotz der gelegentlichen Wiederholungen ist das Buch reichhaltig an Informationen, Fallbeispielen und Kontextualisierungen. Es ist keine detaillierte Studie mit einem ausgefeilten wissenschaftlichen Referenzsystem, stellt aber eine gute Einführung für Interessierte dar. Den Autoren ist es gelungen, eine wichtige Lücke in der deutschsprachigen Literatur zu schließen, die seit dem Ende der Sowjetunion bestanden hatte.

Sebastian Rimestad, Erfurt

Ines Angeli Murzaku (Hrsg.): *Monasticism in Eastern Europe and the Former Soviet Republics*, London u.a.: Routledge 2016, 403 S.

Der von Ines Angeli Murzaku herausgegebene Band besteht aus 17 englischsprachigen Beiträgen, die in zwei Abschnitte aufgeteilt sind. Der erste Teil betrifft das Mönchtum in Ostmitteleuropa (Eastern-Central Europe), der Fokus des zweiten Teils liegt auf Russland und den ehemaligen Sowjetrepubliken. Im ersten Abschnitt wirkt der Begriff Ostmitteleuropa irreführend, da auch das Mönchtum in vielen südosteuropäischen Staaten behandelt wird. Neben den Beiträgen zu der Slowakei, Kroatien, Ungarn und Polen sind in dem Sammelband auch Artikel zu Bulgarien, Montenegro, Griechenland (der Heilige Berg Athos), Rumänien, Serbien, Slowenien und Albanien zu finden. Damit werden nicht nur die Staaten Ostmitteleuropas behandelt, sondern es wird auch fast ganz Südosteuropa thematisiert. Zusammengerechnet mit den Beiträgen zu Russland, Armenien, Georgien und der Ukraine, die sich im zweiten Teil des Buches befinden, stellt der Sammelband eine besonders umfassende Darstellung des Mönchtums in Europa dar. Damit schließt der Band die Lücke fehlender wissenschaftlicher Publikationen zum Mönchtum in Ost-, Mittel-, und Südosteuropa, auf die auch Murzaku in ihrer Einführung hinweist („there is hardly one volume of analysis of Eastern and Western monasticism in CEE and the FSR“, S. 6 f.).

Das Ziel des Sammelbandes ist es, die Geschichte des Mönchtums in den genannten Ländern zu untersuchen und den Einfluss von Ordensgemeinschaften auf die nationale Identität und Kultur in den jeweiligen Ländern zu analysieren (S. 6). Dazu dienen Beiträge, in denen diese Themen in der Form von großen Synthesen behandelt werden, sowie auch Artikel, in denen ein bestimmtes Phänomen, ein Kloster bzw. ein Orden unter die Lupe genommen werden (S. 6). Besonders fällt auf, dass auch diejenigen Autoren, die sich die Beschreibung moderner Entwicklungen im Mönchtum zum Ziel gesetzt haben (z.B. Radmila Radić zu Serbien), sowie diejenigen, die sich mit bestimmten Themen auseinandersetzen wollen (z.B. Jelena Dzankic zu Religion und Identität in Montenegro), die Vorgeschichte des Mönchtums in den jeweiligen Ländern berücksichtigen. Auf diese Weise bietet fast jeder Artikel einen sachkundigen Überblick über die gesamte Geschichte des Mönchtums in den Ländern Ost-, Mittel- und Südosteuropas. Somit eignet sich das Buch sehr gut als Basis für komparatistische Studien und kann gleichzeitig als Nachschlagewerk für Studierende und andere Interessierte dienen.

Zu den Beiträgen, in denen explizit ein Überblick über die Geschichte des Mönchtums geboten werden soll, gehören die Artikel von Daniela Kalkandjieva (zu Bulgarien), Stanislav J. Kirschbaum (zur Slowakei), James P. Niessen (zu Ungarn), Krystyna Górniak-Kocikowska (zu Polen), Ines Angeli Murzaku (zu Albanien) und Sergio La Porta (zu Armenien). Kirschbaum stellt zu Beginn seines Beitrages klar, dass es sich bei seinem Text um eine Zusammenfassung handelt („our examination of monasticism is therefore a summary one“, S. 62). Dieser Satz kann als repräsentativ für die anderen genannten Autoren gelten. Sie alle beschreiben in chronologischer Reihenfolge die Entwicklungen des Mönchtums in den jeweiligen Ländern. Dabei greifen sie auf zahlreiche solide Quellen zurück und erstellen auf ihrer Basis eine gut überschaubare Synthese der Entwicklungen. Sowohl Kalkandjieva (S. 19) als auch Kirschbaum (S. 65) stellen dabei fest, dass die heutige Wahrnehmung des Mönchtums durch die Historiografie des Kommunismus beeinflusst worden ist. Erst in der neuesten Zeit löst sich die Betrachtung der Rolle der Ordensgemeinschaften von der Ideologie der kommunistischen Regime ab.

An der durchaus sachkundigen Analyse von Górniak-Kocikowska fällt besonders auf, dass die Bedeutung des Paulinenklosters von Częstochowa (Tschenstochau) vernachlässigt bleibt. Das Kloster wird erst in dem Teil des Beitrages zur gegenwärtigen Relevanz des Mönchtums in Polen erwähnt und in den Kontext des angeblichen Missbrauchs des Klosters für die Politik der katholischen Kirche in Polen gestellt. Zum historischen Überblick von Murzaku ist anzumerken, dass sie sehr systematisch an das Thema herangeht und die Geschichte einzelner Orden in Albanien darstellt. Auch die orthodoxen Klöster werden in diesem Beitrag erwähnt, selbst wenn diesem Thema im Vergleich zu den katholischen Orden leider zu wenig Platz eingeräumt wird. La Porta legt in seinem Beitrag einen besonderen Fokus auf die Zeit zwischen dem 10. und 15. Jahrhundert. Da er aber auch auf die Jahrhunderte davor eingeht, kann sein Text zu der ersten Gruppe der Aufsätze in diesem Sammelband gezählt werden. La Porta ist es gelungen, einen Überblick über den Einfluss der Klöster auf die Kultur des Landes zu geben. Dementgegen fallen jedoch seine Ausführungen zur Rolle des Mönchtums bei der Formung der Spiritualität der Gesellschaft farblos aus: Er beschreibt in diesem Zusammenhang lediglich das Kloster Narek und die Wallfahrtsorte in Armenien.

Zu der zweiten Gruppe von Beiträgen in diesem Sammelband gehören Artikel, in denen nur ein Ausschnitt der (meistens modernen) Geschichte des Mönchtums behandelt werden

soll. Hierzu zählen die Artikel von Radmila Radić (zu Serbien), Bogdan Kolar (zu Slowenien), Paul Crego (zu Georgien), Daniel Galadza (zur Ukraine), Scott M. Kenworthy und Jennifer B. Spock (beide zu Russland). In diesen Aufsätzen wird der Fokus auf einzelne Prozesse innerhalb bestimmter Zeitperioden gerichtet. Da es bei den meisten um das 19. und 20. Jahrhundert geht, sind deutliche Parallelen feststellbar. So analysieren sowohl Radić als auch Kolar und Crego den Einfluss der beiden Weltkriege und des Kommunismus auf die Ordensgemeinschaften in Serbien, Slowenien und Georgien. In diesem Kontext hat Kolar etwas ungeschickt den Beginn des Zweiten Weltkrieges auf den 6. April 1941 datiert (S. 228), meinte aber wohl den Überfall des Deutschen Reichs auf Jugoslawien. Radić und Kenworthy diskutieren die politischen Gründe für den Niedergang des Mönchtums in Serbien und Russland. Kenworthy geht in seinem Beitrag sehr systematisch vor und behandelt, anders als die Autoren zu Mittel- und Osteuropa in diesem Buch, auch die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Hintergründe des Niedergangs sowie des Wiederauflebens. Gerade jene sozialen und ökonomischen Aspekte sind jedoch besonders wichtig für diese Prozesse. Es ist bemerkenswert, dass die Autoren zu Russland und den ehemaligen Sowjetrepubliken neben politischen und ökonomischen Aspekten auch auf den Zustand des geistlichen Lebens in den Klöstern eingehen. Dies wurde in dem ersten Teil des Buches eher vernachlässigt. In diesem Sinne beschreibt Kenworthy die Rolle der geistlichen Väter und die des Hesychasmus sowie Spock die Regeln des monastischen Lebens.

Spock hat dabei eine besondere Herangehensweise: Ihr Beitrag beruht auf umfassenden Archivrecherchen, auf die sie sich bereits in früheren Aufsätzen gestützt hat. Anhand dieses Materials schildert die Autorin das Klosterleben (zönobitisch, idiorhythmisch bzw. gemischt) und beschreibt penibel das Einkommen der Klöster nach ihren Rechnungsbüchern. Galadza geht anders vor. Bei seiner Analyse des griechisch-katholischen Mönchtums in der Ukraine versucht er, die Ereignisse auch anhand des Wirkens von Schlüsselfiguren darzustellen. Diese durchaus berechnete Methode führt jedoch dazu, dass der ständige Wechsel zwischen Sach- und Personenbeschreibungen unstrukturiert wirkt. Leider ist ihm auch ein Sachfehler unterlaufen, wenn er schreibt, dass Supraśl in Weißrussland liege (S. 374). Unklar ist darüber hinaus seine Feststellung zur ukrainischen Sprache, die angeblich heutzutage im St.-Panteleimon-Kloster auf dem Heiligen Berg Athos gesprochen werde (S. 373). Auch wenn dies der Wahrheit entspricht, beruht seine Angabe auf Quellen von 1984 (sic!) und 2007.

Eine dritte Gruppe von Beiträgen setzt sich aus thematisch gebundenen Artikeln zusammen. Zu dieser Gruppe gehören die Aufsätze von Julia Verkholtantsev (zu glagolitischer Tradition im kroatischen Mönchtum), Graham Speake (zum Heiligen Berg Athos), Antonio D'Alessandri (zu Dora d'Istrias Kritik am orthodoxen Mönchtum in Rumänien) und Kevin M. Kain (zur Formung nationaler Identität im Russland des 19. Jahrhunderts). Verkholtantsev stellt die international wenig bekannte Geschichte der slawischsprachigen Benediktiner in Kroatien und Mitteleuropa im Mittelalter und in der frühen Neuzeit dar. Diese Aufgabe führt sie geschickt aus, indem sie die ausschlaggebenden Quellen analysiert und auf dieser Grundlage ein umfassendes Bild zeichnet. Der Titel des Beitrags von Speake ist zunächst irreführend: Hier geht es mehr um die Osteuropäer auf dem Heiligen Berg Athos als um die Beziehungen zwischen Athos und Osteuropa. Speake beschreibt detailliert den Einfluss der osteuropäischen Staaten auf die dortigen Mönchsgemeinschaften, die andere Seite, d.h. der vielfältige Einfluss der Athos-Klöster auf orthodoxe Gesellschaften Europas bleibt hingegen unbeleuchtet. D'Alessandri nimmt in seiner Beschreibung des Mönchtums

im Rumänien des 19. Jahrhunderts eine besondere Perspektive ein: Er setzt sich mit der Kritik des Mönchtums seitens einer rumänischen Prinzessin und der erfolgreichen Autorin Dora d'Istria (Pseudonym) auseinander. Auf diese Weise stellt D'Alessandri ausführlich die Argumente der rumänischen Elite dar und gibt somit sehr bildhaft den Zeitgeist und die Betrachtung des Mönchtums aus der Perspektive von Intellektuellen wieder. Die Stärke des Beitrags von Kain liegt in der Genauigkeit der Betrachtung der Verbindungen zwischen Politik und Kloostervorstehern bei der Formung einer nationalen Identität in Russland. Kain analysiert diese Beziehungen sehr ausführlich und beschreibt die Verbreitungsmethoden der Nationalideen durch das Kloster Neu-Jerusalem (Museum, Publikationen, Wallfahrtsprogramm). Leider geht er weder auf die Wirkung dieser Politik noch auf den diesbezüglichen Diskurs der zeitgenössischen russischen Eliten ein.

Die Stärke des Sammelbands liegt in der geografischen Breite seines Spektrums: Sein Gegenstand ist das Mönchtum in 15 ost-, mittel- und südosteuropäischen Staaten. Murzaku hat einen bewundernswerten Versuch gemacht, die Arbeiten von Forscherinnen und Forschern, die sich mit dem Mönchtum in unterschiedlichen Ländern beschäftigen, in einer Publikation zu sammeln. Dieser Versuch ist durchaus gelungen. Die einzelnen Beiträge sind gut lesbar, alle Autoren berufen sich auf die grundlegenden Quellen und analysieren die geschichtlichen Prozesse rund um die Ordensgemeinschaften. Dank der Tatsache, dass in dem Band drei verschiedene Arten des wissenschaftlichen Zugangs zum Thema des Mönchtums zu finden sind, wirkt das Buch nicht monoton. Allerdings hat die geografische Bandbreite des Buches auch eine Schattenseite. Die Artikel haben meistens einen Überblickscharakter, sie eignen sich vor allem für Anfangsstudien. Für tief greifende Studien sollte auf andere Quellen zurückgegriffen werden. Dennoch ist der Sammelband sehr gut für komparatistische Studien geeignet und vor allem für Untersuchungen zur Geschichte des Mönchtums, die ein breiteres, grenzüberschreitendes Bild der komplexen Prozesse zeichnen wollen. Leider wird in keinem Beitrag die heutige Situation des Mönchtums erwähnt. Keiner der Beiträge behandelt die gegenwärtigen Prozesse, was im Hinblick auf den Titel des Sammelbands enttäuscht. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass auch in denjenigen Artikeln, in denen die gegenwärtige Situation angesprochen werden soll (Górniak-Kocikowska zu Polen; Radić zu Serbien), mit Statistiken aus den 1990er bzw. 2000er Jahren gearbeitet wird. Trotz der Kritik stellt der Sammelband jedoch einen wichtigen und begrüßenswerten Beitrag zum Verständnis des Mönchtums in Europa dar.

Lukasz Fajfer, Bremen

Manfred Hildermeier, Elise Kimerling Wirschafter (Hrsg.): Church and Society in Modern Russia. Essays in Honor of Gregory L. Freeze, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2015, 238 S.

Der von den Osteuropa-Historikern Manfred Hildermeier und Elise Kimerling Wirschafter herausgegebene Band stellt eine Festschrift zu Ehren des Experten für russische Kirchengeschichte Gregory L. Freeze anlässlich seines 70. Geburtstages dar. Dem Anlass entsprechend, haben sich am Sammelband Schüler und Kollegen von Freeze beteiligt.

Ein Zwischenfazit zum wissenschaftlichen Engagement des Geehrten zieht knapp und zutreffend Scott M. Kenworthy in seinem Artikel am Ende des Bandes – eine Positionierung,

die vielleicht etwas ungeschickt anmutet. Den Leserinnen und Lesern ist zu empfehlen, mit diesem Artikel ihre Lektüre des Bandes zu beginnen, denn erst nach dem Einstieg in Freezes wichtigsten Forschungsthesen ergeben sich Fragen über mögliche Kontinuitäten oder Diskrepanzen zu den vorhergehenden Beiträgen. Eröffnet wird der Band mit einer kurzen Einführung der Herausgeber, in der sie den Inhalt skizzieren und die Bedeutung der Forschung des Jubilars hervorheben. Sie benennen Freezes Forschungsperspektiven und deren Etablierung im Gesamtkontext der russisch-orthodoxen Kirchenforschung.

Der Band ist mehrsprachig gestaltet: Ein Aufsatz ist in deutscher, drei in russischer und acht in englischer Sprache gehalten. Warum die Gliederung in die drei Sektionen – „The Russian Orthodox Church in Historical Context“, „The Church and Russian Society“ and „The Church and the Russian Empire“ – erfolgt, bleibt unklar, entsprechen doch die Sektionstitel den Beitragsinhalten oft nicht.

Im ersten Aufsatz setzt sich Manfred Hildermeier mit dem in der Geschichtsschreibung Geschichtsschreibung Russlands zur Tradition gewordenen Ideologem der „Rückständigkeit“ Russlands und dadurch implizit mit dem Theorieraster der (europäischen) „Moderne“ auseinander. Wie auch im Titel des Beitrages („Beharrliche Rückständigkeit: Über den Umgang mit einer notwendigen Kategorie“) angegeben, hält Hildermeier den Begriff der „Rückständigkeit“ in Bezug auf die Geschichte Russlands zwar für immer noch tragfähig, aber nur unter der Bedingung seiner Relativierung durch „Kontextualität“ und „Transfer“. Damit sollen die „Unterschiede zwischen Sektoren der historischen Wirklichkeit“ auch in einer allgemeineren Beschreibung ihre Geltung finden. Der Begriff der „Rückständigkeit“ könne so von seinem verallgemeinernden, diffamierenden Charakter befreit werden (S. 15).

Im zweiten Aufsatz geht Elise Kimerling Wirtschafter der Rolle der kirchlichen Elite am Beispiel des Metropoliten Platon (Levšin) in der russischen Aufklärung nach. Angelehnt an ihre diesbezügliche Monografie¹ konzentriert sich die Verfasserin in ihrem Aufsatz auf die Analyse der Predigten des Metropoliten Platon an den Festtagen der Gottesmutter. Dabei folgt sie dem grundsätzlichen Impetus von Freeze, dass die russische Geistlichkeit keineswegs reaktionär gewesen sei. Sie führt des Weiteren den Begriff des „eighteenth-century religious Enlightenment“ ein und bezeichnet den Metropoliten Platon als einen „religious enlightener“ (S. 34), der aufklärerische und christliche Ideale in seinen Predigten erfolgreich vereint habe. Dass Metropolit Platon mit solchen Begriffen wie „Verstand“ (razum) und „Ordnung“ (porjadok) operierte, über die traditionellen hagiografischen Motive (Wundertaten der Heiligen etc.) hinausging und die pragmatische Seite (lebenspraktische Erfüllung) des Glaubens ansprach, reicht für Kimerling Wirtschafter aus, um ihn in die Reihe der Aufklärer zu stellen.

In dem Beitrag von der an der Universität Tver' forschenden Tat'iana Leont'eva wird die Rolle der Dorfgemeinde nach den Reformen des 19. Jahrhunderts behandelt. Der Autorin zufolge bildete die Dorfgeistlichkeit einen der wenigen Wege der informellen Kommunikation zwischen Staat und Bauern, aufgrund der paternalistischen Haltung des Staates und darum nicht realisierter „Modernisierungsprozesse“ habe sie aber die Aufgabe der Konsolidierung der Gesellschaft nicht erfüllen können.

1 Elise Kimerling Wirtschafter: Religion and Enlightenment in Catherinian Russia. The Teachings of Metropolitan Platon, DeKalb, Ill 2013.

Im Anschluss daran untersucht der Sozialhistoriker Boris Mironov den Wohlstand der orthodoxen Geistlichen vom 18. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts anhand statistischer Daten. Dabei findet er zahlreiche Belege dafür, dass das reale Einkommen der Priester ein signifikantes Wachstum erlebt habe und Priester bis 1904 das gleiche soziale Niveau wie Offiziere oder Ingenieure erreicht hätten. Bemerkenswert ist, wie Mironov die Reaktion der Bauern auf diese Entwicklung bewertet: „Die Gemeinde zum Großteil, besonders auf dem Land, unterschätzte die harte Arbeit des Priesters und Klerus insgesamt, so wie auch ungebildete oder halbgebildete Handarbeiter überhaupt wenig die intellektuelle Arbeit schätzten und es mit schwarzer Undankbarkeit bezahlten“ (S. 74). Im Gegensatz zu seiner bekannten These eines Mangels an sozialen Voraussetzungen für die Oktoberrevolution 1917 gibt Mironov hier die Existenz sozialer Widersprüche zwischen Klerus und Kirchenvolk zu.

Mikhail Babkin, der bereits mehrere Quelleneditionen und Monografien zur Lage der russischen Geistlichen am Anfang des 20. Jahrhunderts publiziert hat, betrachtet in seinem Aufsatz die Aufhebung des Erbrechts innerhalb des hohen Klerus im Laufe der vorkonziliaren Konferenzen und des Landeskonzils 1917/18. Diese Maßnahme wurde als notwendige Reaktion auf neue Umstände im Verhältnis zwischen Kirche und Staat angesehen und auch vom Patriarchen Tichon (Belavin) unterstützt, aber letztlich nicht realisiert. Die Hoffnung des Autors, jene Erfahrungen und Vorarbeiten könnten noch heute für die Kirche fruchtbar sein, mutet eher naiv an, besonders im Lichte seiner eigenen Behauptung über „den in der Russisch-Orthodoxen Kirche seit 1917 bis heute andauernden Prozess der Erhebung und Verabsolutierung der Macht des Moskauer Patriarchen“ (S. 94). Immerhin gelingt es Babkin, das Paradebeispiel der verspäteten Reformbereitschaft der kirchlichen Eliten unmittelbar vor Beginn der sozialen Umbrüche darzustellen.

Eine ebenfalls innerkirchliche Entwicklung verfolgt Marlyn L. Miller in ihrem Aufsatz zur wachsenden Rolle der orthodoxen Äbtissinnen in der Zeit von 1700 bis 1917. Besonders zu Beginn des 20. Jahrhunderts übernahmen Kloostervorsteherinnen einige bis dato in dem Verantwortungsbereich der Bischöfe befindliche Aufgaben, sei es im Bereich der Leitung, des Personalwesens oder der Finanzen. Miller zeigt anhand der Biografien einiger Äbtissinnen die Gelegenheiten auf, die für Frauen bestanden hätten, in der Kirche Karriere zu machen. Dass Frauen nicht nur zu einer bewegenden Kraft in den Gemeinden oder Klöstern, sondern auch zu Gestalterinnen einzelner para-orthodoxer oder sektiererischer Bewegungen geworden seien, erläutert Page Herrlinger in ihrem Aufsatz zu den Trezvennitsy (Nüchternen) rund um den Priester „Bruder Johannes“ (Čurikov).

In zwei Beiträgen des Bandes steht die „jüdische Frage“ im späten Russischen Reich im Zentrum. Zuerst wendet sich Jonathan Dekel-Chen drei nichtstaatlichen Zeitschriften mit unterschiedlicher Leserschaft zu und analysiert ihre Inhalte zum „jüdischen Diskurs“ in der Duma-Periode 1906–1914, als Russland sich in zuvor ungekanntem Maß in Richtung einer Zivilgesellschaft entwickelt habe. Dabei entdeckt Dekel-Chen erwartungsgemäß verschiedene Strategien des publizistischen Umganges in der liberalen und konservativen Presse. Die Rolle der Russisch-Orthodoxen Kirche in der Behandlung der „jüdischen Frage“ wird allerdings vom Autor kaum angesprochen. ChaeRan Y. Freeze verortet in ihrem Beitrag die „jüdische Frage“ wieder innerhalb der thematischen Grenzen des Bandes, indem sie den Alltag zur Orthodoxie konvertierter Juden verfolgt. Dabei stellt sie fest, dass die imperiale Religionspolitik bei der Konversion der jüdischen Bevölkerung zur Orthodoxie einerseits bereits an deren Tagesablauf gescheitert sei, den ungeachtet der neuen religiösen Identi-

tät größtenteils frühere Gewohnheiten bestimmt hätten. Andererseits habe die Bereitschaft des Staates und der Kirchenleitung gefehlt, Konvertiten außerhalb ihres religiös-jüdisch geprägten Milieus finanziell und organisatorisch zu unterstützen. Nach dem Erlass des Religionsgesetzes 1905 habe sich daher verständlicherweise der Prozess der Re-Konvertierung der jüdischen Christen verstärkt.

Aber nicht nur die teilweise unter Druck konvertierten Juden hätten sich die neue Religionsfreiheit zunutze gemacht. Auch einige Altgläubige hätten diese zum Anlass genommen, sich als politische Kraft zu etablieren. Diesem Phänomen geht Roy R. Robson in seinem Beitrag nach, wobei er letztlich das Scheitern dieses Versuchs konstatiert: Die Altgläubigen seien als religiöse Gemeinschaft zu heterogen gewesen und seien hauptsächlich tradierten Mustern des „sozialen Überlebens“ gefolgt, sodass die partikulare Abwehrstrategie gegen den Staat sich im Gegensatz zur politischen Parteibildung als bewährtes Mittel durchzusetzen begonnen habe. Altgläubige seien aber nicht die Einzigen gewesen, die nicht ins Bild eines homogenen orthodoxen Staates gepasst hätten: Die Heterogenität der religiösen Landschaft habe von der allgegenwärtigen Opposition von Klerus (Bischöfen und Gemeindepriestern) und Laien unter der Landbevölkerung bis – wie Jan M. Surer in seinem Beitrag darstellt – zur Entstehung von Sekten gereicht, sogar in solchen „ursprünglich“ orthodoxen Gebieten wie dem Kiewer Gebiet. Surer verfolgt die (Mikro-)Geschichte der sog. Stundisten im Kiewer Gebiet als ein Indiz unter mehreren für den abnehmenden Einfluss der Staatsreligion bzw. der institutionalisierten Kirche und für eine steigende Nachfrage an geistigen Praktiken, die den Realitäten des bäuerlichen Lebens entsprachen. Der Band endet mit einem Schriftenverzeichnis des Jubilars.

Insgesamt wird mit den Beiträgen des vorliegenden Bandes das Spektrum der regionalen Forschung zur russischen Orthodoxie im Sinne von Freeze abgedeckt und die breite Palette des religiösen Lebens in Russland insbesondere an der Schwelle zum 20. Jahrhunderts dargestellt. Alle Artikel offenbaren hinter der oberflächlichen Monotonie des orthodoxen Staatskirchentums eine Fülle an spirituellen und religiösen Angeboten – die Bedeutung dieser Phänomene für die Modernisierung Russlands wird aber als solche von den Autoren des Bandes nur unzureichend reflektiert.

Alena Alshanskaya, Mainz

Liina Eek (Hrsg.): Mitut usku Eesti IV. Valik usundiloolisi uurimusi: Õigeusu eri [Das Estland vieler Religionen IV. Ausgewählte religionsgeschichtliche Forschungen: Die Orthodoxe Kirche], Tartu: Tartu Ülikooli Kirjastus 2015, 280 S.

Der inzwischen vierte Sammelband in der Reihe „Mitut usku eesti“ (Das Estland vieler Religionen) widmet sich dem orthodoxen Christentum, das nach der Volkszählung 2011 mit 16% der über 15-Jährigen die größte Religionsgemeinschaft in Estland bildet. Die Reihe, die mit einem allgemeinen ersten Band im Jahr 2004 anfang, versammelt Beiträge meist jüngerer, in Estland tätiger Akademiker. Die Aufsätze bieten eine leicht verständliche Einführung in die Geschichte der verschiedenen gelebten religiösen Traditionen, ohne dabei oberflächlich zu sein. Der zweite, 2007 erschienene Band, behandelte verschiedene Formen des westlichen (lateinischen) Christentums in Estland, während im dritten aus dem Jahr 2013 dem Phänomen des „New Age“ Beachtung geschenkt wurde.

Im hier rezensierten vierten Band wird das orthodoxe Christentum unter die Lupe genommen als eine religiöse Tradition, die zwar in Estland eine lange Geschichte und relativ große Anhängerzahl hat, aber erstaunlich unbekannt geblieben ist und akademisch wenig Beachtung erhalten hat. Der Band zielt darauf ab, dem estnischsprachigen Publikum die vielfältigen Facetten des orthodoxen Christentums in akademischer Sprache näher zu bringen. Diese Aufgabe ist besonders heikel, da sich in Estland zwei orthodoxe Kirchen gegenüberstehen, die sich gegenseitig nicht als rechtmäßig anerkennen. Sie sind jeweils dem Patriarchat von Konstantinopel und dem Patriarchat von Moskau unterstellt. Der Hauptstreitpunkt der beiden Kirchen besteht in der Deutungshoheit über die Geschichte. Umso erstaunlicher ist es, dass dieser Band es geschafft hat, eine von beiden Kirchen als geschichtlich korrekt angesehene Darstellung zu erreichen. Auf die Beziehungen der beiden Kirchen wird dieser Band dennoch kaum Auswirkungen haben, denn die Auseinandersetzungen finden meist in russischer, englischer oder französischer Sprache statt. Eine Publikation auf Estnisch wird in diesem Rahmen wahrscheinlich kaum rezipiert werden. Bei den estnischsprachigen orthodoxen Gläubigen kann der Band allerdings mit Sicherheit zu einem größeren Verständnis für die historische Entwicklung der Orthodoxie in Estland beitragen.

Die acht Beiträge des Bandes geben eine gründliche Einsicht in die komplexe Geschichte der orthodoxen Kirche in Estland. Den Schwerpunkt bildet die Darstellung von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis heute sowie einige besonderen Entwicklungsstränge und Teilaspekte. Die ersten drei Kapitel sind nach chronologischen Gesichtspunkten aufgebaut, während die letzten fünf Kapitel sich bestimmten Teilaspekten widmen. Linda Lainvoo (S. 13-39) behandelt die so genannte Konversionsbewegung (auf Estnisch wörtlich: Glaubens- oder Kirchenwechselbewegung) in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Dabei geht Lainvoo sehr sorgfältig vor, indem sie die Bewegung unvoreingenommen in ihrem gesellschaftlichen, rechtlichen, demografischen, politischen und religiösen Kontext darstellt, während sie gleichzeitig auf die Problematik der später entstandenen Narrative über die Bewegung aufmerksam macht. Die Bewegung selbst wird erst im dritten Teil des Beitrages analysiert, wobei Lainvoo sich ganz konkret auf die Entwicklung im Kreis Pernau (Pärnumaa) konzentriert. Lainvoos Beobachtungen reichen aus, um ein überaus differenziertes Bild der Bewegung aufzuzeigen, das keinesfalls mit einem einfachen Schema zu greifen ist.

Toomas Schvak hat das vermutlich wichtigste Kapitel des Bandes geschrieben (S. 40-86), in dem er die Geschichte der estnischen Orthodoxie vom Ende des 19. Jahrhunderts bis heute schildert. Anhand zahlreicher archivalischer und zeitgenössischer Quellen gelingt es Schvak, die Geschichte erstmalig auf eine sehr nüchterne Art nachzuzeichnen. Bisher wurde orthodoxe Kirchengeschichte in Estland in der Regel apologetisch oder polemisch von den beiden heutigen Kirchenstrukturen geschrieben. Das dabei entstandene Bild schloss das Geschichtsbild der jeweils anderen Seite aus. Indem Schvak allerdings sehr bewusst die Unterscheidung zwischen Fakten und Interpretationen betont, konnten beide Kirchen den Text akzeptieren. Der Textfluss leidet an keiner Stelle unter dieser Herangehensweise. Die so verdeutlichten Streitpunkte offenbaren vielmehr, wie irrelevant der Streit für die alltägliche Religionsausübung ist.

Liina Eek gibt in dem darauf folgenden Kapitel (S. 87-118) einen Einblick in ihr Dissertationsprojekt, eine qualitative Studie zur Religiosität estnischsprachiger Orthodoxer. Anhand semi-strukturierter Interviews analysiert Eek, wie orthodoxe Gläubige und Geistliche in Estland zum Glauben fanden. Dabei nutzt sie international anerkannte theoretische Mo-

delle der Konversionsforschung. Sie stellt fest, dass „die Gläubigen typischerweise, in allen Altersgruppen, durch die primäre oder sekundäre Sozialisierung zur orthodoxen Kirche gelangt sind. Meistens spielte die Mystik oder ein mystisches Erlebnis eine entscheidende Rolle“ (S. 116). Diese von Untersuchungen in anderen Konversionskontexten abweichende Betonung der Mystik deutet Eek dahingehend, dass ein mystisches Erlebnis in den Konversionsnarrativen der orthodoxen Kirche erwartet werde und somit möglicherweise ein später hinzugefügtes Element darstellen könne.

Helena Pogosjan widmet sich im vierten Kapitel (S. 119-170) der Analyse zweier Tallinner Ikonostasen aus den Jahren 1686 bzw. 1716. Das Kapitel ist reichhaltig bebildert und liefert neben einer detaillierten Bildanalyse der Ikonen selbst eine ausgefeilte Kontextualisierung. Die frühere Ikonostase war einer „friedlichen“ Mission in der Kirche der in Tallinn ansässigen russischen Handelsleute gewidmet. Die spätere Ikonostase dagegen weist mehr kriegerische und westlich anmutende Motive auf. Dies kann einerseits mit dem Standort in der russischen Garnisonskirche, andererseits mit der westlichen Orientierung des Stifters, Zar Peters des Großen, erklärt werden. Somit zeigen die beiden vorgestellten Ikonostasen „zwei chronologische Querschnitte sowohl der Ikonostasenentwicklung als auch der ideologischen Reifung Zar Peters des Großen infolge der militärischen, religiösen und kulturellen Eroberung neuer Länder“ (S. 164).

Auch das wichtige Kapitel von Irina Paert und Toomas Schvak zu Orthodoxie und Bildung (S. 171-192) bietet ein Längsschnitt von der Konversionsbewegung im 19. Jahrhundert bis zum heutigen Tag. Die Autoren zeigen, wie kontextuelle Umwälzungen weitreichende Konsequenzen für lokale Entwicklungen haben konnten. Die staatliche Politik des Russischen Reiches hatte genauso viel Einfluss wie bildungspolitische Entwicklungen im Deutschen Reich. Dabei geht es den Autoren sowohl um die Rolle religiöser Bildung in der Schule als auch um die Priesterausbildung.

Andreas Kalkun versucht in seinem Kapitel (S. 193-223), den weitverbreiteten Mythos des jahrhundertlang religiös ungebildet verbliebenen Seto-Volkes am südöstlichen Rand Estlands zu differenzieren. Die Setos, ein ethnisch mit den Esten verwandter Stamm, der jenseits des deutsch-baltischen Einflussbereichs siedelte und dadurch immer der Orthodoxie angehörig war, wurden von den Esten der Zwischenkriegszeit exotisiert. Sie wurden als primitive Esten angesehen, deren religiöses Leben mehr heidnisch als christlich sei. Kalkun bestreitet diese Ansicht mithilfe des Begriffs der „gelebten Religion“. Anstatt den Seto-Glauben aus protestantischer Sicht als „Halbglauben“ zu betrachten, sollte er demnach als vollwertiges religiöses System verstanden werden. Dabei zeigt Kalkun auf, dass es durchaus gelehrte Setos gab und dass der praktizierte Glaube zwar manchmal nicht der offiziellen Orthodoxie entsprochen, aber dennoch eine theologische Struktur aufgewiesen habe. Heute noch sei die besondere Seto-Orthodoxie „ein dynamischer Hybrid, ohne Fixpunkt, aber mit folkloristischen Wurzeln. Dadurch ist sie aber auch leicht verwundbar“ (S. 218). Durch Migration und Massenmedien seien ihre Charakteristika inzwischen sehr verwaschen und drohten nach wenigen Generationen ganz zu verschwinden.

Auch Tatjana Šor wendet sich in ihrem Kapitel (S. 224-249) einer besonderen Gruppe zu, nämlich den Altgläubigen. Vertreter dieser Gruppe, die ab der Mitte des 17. Jahrhunderts über die Grenzen des damaligen Russischen Reiches vor Verfolgung flohen, siedelten an der Westküste des Peipussees in Ostestland. Šor analysiert übersichtsartig und beispielhaft ihre Siedlungsgebiete, religiösen Vorstellungen und Beziehungen mit der Lokalbevölkerung

und Administration. Dass dieses Thema trotz der mageren Quellenlage sehr ergiebig ist, zeigt die sich über sechs Seiten erstreckende Literaturliste.

Auch Mari-Liis Paaver betrachtet im letzten Kapitel (S. 250-272) einen Aspekt des estnischen Altgläubigentums genauer, die Ikonenmalerei. Hier beschreibt sie eindrücklich, wie kompliziert es für altgläubige Ikonenmaler im 19. Jahrhundert war, ihren Beruf auszuüben.

Der überaus gelungene Sammelband berührt zahlreiche Teilaspekte der Geschichte der Orthodoxie in Estland. Jedes Kapitel ist mit umfangreichen Literaturlisten ausgestattet. Der Herausgeberin gelingt es, die bisher sehr oft isoliert betrachtete Thematik der Orthodoxie in Estland mit politischen Entwicklungen im Russischen Reich, der Republik Estland und der Sowjetunion zu synchronisieren, wodurch ein ganzheitliches Bild entsteht. Dass der Band auf Estnisch verfasst ist, schmälert seine Rezeption. Umso mehr aber steigert dies seinen Wert für estnischsprachige Leser, denn neben dem akademischen Publikum wird er auch für an Geschichte und an Religion interessierte Esten nützlich sein. Dass er von beiden gegenwärtig in Estland agierenden orthodoxen Kirchen gutgeheißen wurde, deutet auch auf seinen vermittelnden Charakter hin. Die Autoren, fast ausnahmslos junge und aufsteigende Nachwuchswissenschaftler, haben einen hervorragenden Sammelband erstellt.

Sebastian Rimestad, Erfurt

Anne Sommerlat-Michas (Hrsg.): Das Baltikum als Konstrukt (18.–19. Jahrhundert). Von einer Kolonialwahrnehmung zu einem nationalen Diskurs, Würzburg: Königshausen & Neumann 2015, 264 S.

Der auf ein Kolloquium an der Université de Picardie Jules Verne in Amiens im Juni 2013 zurückgehende Band vereint 14 Aufsätze, die auf unterschiedliche Weise das Spannungsverhältnis von kolonialem und nationalem Diskurs in Est-, Liv- und Kurland thematisieren. Die koloniale Deutung der historisch-politischen wie kulturgeschichtlichen Verhältnisse in den baltischen Landen ist mittlerweile so etabliert, dass es angebracht erscheint, die Frage nach der Bedeutung dieses Musters im Prozess der Nationalisierung im Baltikum zu stellen.

Eine kurze thematische Einführung sowie einen zusammenfassenden Überblick über die enthaltenen Beiträge liefert das ausführliche Vorwort der Herausgeberin. Im ersten Beitrag von Jörg Hackmann wird sodann eine begriffsgeschichtliche Herleitung von „Baltikum“ und „baltisch“ angegangen. Zuschreibungen, die angesichts der häufig verwirrenden Verwendung immer wieder der Klärung bedürfen. Basierend auf der älteren Literatur wird in hervorragender Weise die historische Entstehung und Veränderung der Begriffe aufgezeigt. Dies dient dem Band nicht nur zur geografisch-terminologischen Schärfung, sondern gehört eben auch in den „nationalen“ Kontext und führt in die „multikulturelle Dimension des betrachteten Gebiets“ ein, dem die ersten drei Beiträge gewidmet sind.

So folgt die Präsentation des Forschungsprojekts „Transkulturalität in den est-, liv- und kurländischen Wissensgesellschaften zwischen Aufklärung und Restauration“ durch York-Gothart Mix, in der anhand von Almanachen, Kalendern und Journalen, Privatbibliothekskatalogen und Nachlassinventaren sowie Konversations- und Schriftstellerlexika der vielseitige Kulturtransfer gerade jenseits nationalphilologischer Fixierung aufgezeigt wird. Im dritten Beitrag charakterisiert Hans-Jürgen Lüsebrink den „Essai critique sur l’histoire de la livonie“ (Dorpat 1817) des Comte de Bray als ein von der aufgeklärt-kosmopolitischen

und adeligen Einstellung des Autors geprägtes Werk, das insbesondere durch die spezielle Perspektive des Ausländers mit guter Kenntnis des Landes (durch Heirat und Aufenthalte) wertvolle Sichtweisen bietet. De Bray ist zwar von allzu großer Hoffnung auf den Zaren Alexander I. geprägt, steht dem wachsenden Nationalismus aber skeptisch gegenüber und sieht Esten und Letten noch in der deutschen Kultur aufgehen.

Der zweite Block ist auf die sprachliche Dimension gerichtet und wird von Stefan Kesslers Analyse von August Wilhelm Hupels „Idiotikon“ (1795) eröffnet. Das Wörterbuch wird auf koloniale Sichtweisen hin untersucht, und es kann gezeigt werden, dass Hupel das baltische Deutsch nicht lediglich als Abweichung des „Hochdeutschen“ sieht. Angesichts seiner Verankerung in einem vornationalen Modell mit regionalem und ständischem Bewusstsein sieht Kessler eine koloniale Deutung problematisch. Anschließend nimmt Maris Saagpakk in ihrem Beitrag „Sprache steht zur Debatte – Diskussionen um die Zukunft der estnischen Sprache um die Mitte des 19. Jahrhunderts“ im Kontext der Koloniallinguistik die estländischen Sprachdebatten in den Blick. Um die Esten kulturell zu unterstützen, empfahl Eduard Ahrens die Förderung der estnischen Sprache, während Eduard Meyer die Assimilierung an deutsche Sprache und Kultur propagierte. Verhinderten die politischen Implikationen zunächst noch Ahrens Bestrebungen, so wurde diesen dann letztlich doch nachgegangen. Dies führte zur Spaltung der Geschichte von Esten und Deutschen. Ulrich Ernst Zimmermanns „Versuch einer Geschichte der lettischen Literatur“ (1812) wird dann von Anne Sommerlat-Michas eingehend vorgestellt als ein Werk am Ausgang der Epoche, dem verinnerlichte kolonialkulturelle Kommunikationsebenen tief eingepreßt sind. Zugleich steht das Werk am Anfang der sprachkulturellen und ideologischen Auseinandersetzungen, die den Übergang zur (lettischen) Nationalliteratur vorbereiten. Schließlich widmet Aiga Šemeta sich der „Entstehung eines lettischen bürgerlichen Lesers“ in der medialen Neuformierung der Öffentlichkeit. Die präsentierten Entwicklungsstufen lettischsprachiger Periodika führen von volksaufklärerischer patriarchaler Sorge vor allem deutschbaltischer Pastoren für ihre Pfarrkinder (passive Nutzung) hin zu gebürtigen Letten, die institutionell abgesichert, lettische Zeitschriften für Letten herausbringen und mündigen Lesern eine aktive Aneignung und Verwendung zugestehen.

Die dritte Sektion widmet sich literarischen Texten. Michel Grimberg stellt zunächst Jakob Michael Reinhold Lenz' erstes Drama und Jugendwerk „Der verwundete Bräutigam“ vor. Das einem realen Ereignis in Adelskreisen entspringende Stück ist weder sozialkritisch, noch hat es Esten und Letten im Blick. Dies entspreche – so Grimberg – deutschbaltischer Adelsmentalität, von der Lenz sich erst in Königsberg und Straßburg emanzipiert habe. Māra Grudule zeigt in ihrem Beitrag „Der neue Lette am Kreuzpunkt der deutschen und lettischen Ansichten“ im Anschluss anhand von zwei Romanen des 19. Jahrhunderts – dem deutschbaltischen „Georg Stein oder Deutsche und Letten“ (1864) von Johanna Conradi und dem lettischen „Sadzīves viļņi“ [Die Alltagswellen] (1879) von Māteru Juris – wie in der literarischen Fiktion Bilder eines Zusammenlebens von Deutschen und Letten im Umbruch von kolonialer Herrschaft zum lettischen Nationalstaat entworfen werden. Ein Bild Kurlands und der Letten rekonstruiert Klaus Schenk in seinem Beitrag „Die literarische Ethnographie realistischen Erzählens bei Theodor Hermann Pantenius“, indem dessen Sammlung „Im Gottesländchen“ und daraus speziell die Novelle „Um ein Ei“ betrachtet werden. Pantenius wird als „kultureller Mittler“ vorgestellt, der mit dem Wunsch nach Versöhnung zwischen Adel und Landbevölkerung die kurländische Lebenswelt nach Deutschland ver-

mittelte. Dabei stellte er lettische und deutschbaltische Perspektiven gegenüber und flocht in ethnographischer Dimension lettische Dainas ein. Liina Lukas untersucht daraufhin „Die soziale Frage im deutschbaltischen Roman“, ausgehend von Wilhelm Christian Friebe's „Pitoresken aus Norden“ (1795) und Garlieb Merkels „Die Rückkehr ins Vaterland“ (1798), als utopische Entwürfe für ein Zusammenleben von Esten bzw. Letten und Deutschen. Ist in Johanna Conradis „Georg Stein“ dagegen noch der Versuch zu entdecken, eine Brücke zwischen den Nationalitäten zu bauen, so zeigt sich in der „Baltischen Tragödie“ Siegfried von Vegesacks schließlich einzig der Wunsch nach Versöhnung.

In der letzten Sektion des Bandes sind drei Beiträge unter einer geografischen und thematischen Erweiterung des Blickes zusammengefasst. Zunächst betrachtet Jürgen Joachimsthaler „Polen im (deutsch-)baltischen Diskurs“ indem er sowohl in publizistischen als auch in belletristischen Texten der Entwicklung des Polenbildes in den Ostseeprovinzen nachspürt. Gab es zunächst Kommunikationshemmnisse, bedingt u.a. durch die unterschiedliche Konfession, so erhielt Polen im Zuge der Aufklärung ein positives Image als politischer Hoffnungsträger, was aus konservativ-adeliger Perspektive freilich ins Gegenteil schlug. Diese negative Sichtweise auf die nationale Bewegung, die mit Esten und Letten parallelisiert wurde, setzte sich schließlich durch. So wurden Nationalismen funktionalisiert und bewirkten letztlich, dass bis heute kaum wechselseitige Einflüsse zu entdecken sind. Der kurze Beitrag von René-Marc Pille über den „Beitrag der Deutschbalten zu den ersten russischen Weltumsegelungen“ weist darauf hin, dass diese Unternehmungen unter maßgeblicher Beteiligung von Deutschbalten stattfanden. Am literarischen Niederschlag der Reisen hatte u.a. Adelbert von Chamisso teil, an dem angesichts französisch-deutsch-russischer Herkunft die Problematik eines „Nationalcharakters“ offensichtlich wird. Im letzten Beitrag analysiert Matthias Müller „Das Konsumverhalten der Deutschbalten in Est- und Livland während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“. Basierend auf Äußerungen des Adels und der Pastoren Heinrich Johann Jannau und August Wilhelm Hupel wird die unterschiedliche Bewertung von „Luxus“ offengelegt. Ab den 1750er Jahren zeigte sich ein zunehmendes Konsumverhalten, das unter Adeligen zu einigen Bankrotten führte, im Bereich der Kultur (Lektüre, Theater usw.) jedoch als Verbesserung der Sitten gedeutet wurde. Besonders Hupel bemühte sich, die vom Adel betriebene Einschränkung zu verhindern, indem er die Verantwortung des Einzelnen betonte, der vernünftig und nicht zum eigenen Schaden handeln könne. Dabei funktionalisiert Hupel die leibeigenen Bauern, die er mit Sklaven gleichsetzt, indem er argumentiert, diese hätten den Luxus nach der Ernte im Herbst zum Ausgleich für den Mangel im Frühjahr verdient.

Der mit Autorenverzeichnis und Personenregister schließende Band zeigt erstaunlich facettenreich, wie kolonialer und nationaler Diskurs das Schrifttum dieser Zeit im Baltikum durchziehen. Dabei erscheint es treffender, von einem Spannungsverhältnis dieser Diskurse zu sprechen, als von einer Entwicklung, die vom kolonialen zum nationalen Diskurs hingeführt habe. Denn die koloniale Wahrnehmung wird erst mit dem Aufkommen nationaler Ideen wirkungsmächtig. So scheint zuweilen auch mit der kolonialen Deutung die tiefe Verwurzelung in der ständischen Gesellschaft in den Hintergrund gedrängt zu werden. Der Gegensatz zwischen Deutschen und Esten bzw. Letten manifestiert sich jedoch zunächst im Ständewesen und wird erst mit dem Aufkommen eines deutschen „nationalen“ Bewusstseins dann als kolonial im Sinne der Unterdrückung der estnischen bzw. lettischen „Nation“ wahrnehmbar. Das aufklärerische Menschenbild liefert die Basis für die Emanzipierung der

„Undeutschen“, die schließlich in der Entstehung von estnischer und lettischer Nation, auf Sprache und Ethnie gegründet gipfelt, und letztlich – allen anderen Versuchen zum Trotz – die weitgehende Isolation der „Deutschbalten“ bewirkte. Der Sammelband bietet in diesen komplexen Zusammenhängen tiefe Einblicke in Literatur und Kultur der Zeit und offenbart immer wieder die vieldimensionale Verflechtung der baltischen Literaturen. Die Verbindung von kolonialer und nationaler Perspektive erweist sich dabei als trefflicher Schlüssel zum Verständnis.

Martin Klöker, Osnabrück/Tallinn

Ernst Piper: Nacht über Europa. Kulturgeschichte des Ersten Weltkriegs, Berlin: Ullstein Verlag, 2013, pp. 587.

How many more books do we need about the First World War, particularly ones that run to almost six hundred pages in length? Haven't these years been worked and re-worked enough? The point is banal, but still it casts a shadow over this title. True, the author's focus on cultural history provides the text with some freshness and originality, but there's just no escaping the fact that, especially in a text of such length, you keep on bumping into sections that tell you what you know very well already. This is particularly the case given that the book is organised not just thematically but also, broadly, chronologically. Since the narrative facts of the event won't change, what else can an author do but repeat the very well-known framework? In this light it's a shame that Ernst Piper didn't approach his text with more courage. A readiness to produce a much more concise study which took its shape more purely from the cultural themes scattered across its pages would have produced a more unusual, more innovative finished product. It could have been a different "Nacht über Europa" – one constructed solely from the more interesting material which the author relates – but maybe it would have been a still more saleable one as well. (The book retails at about 27 Euros.)

Piper's book certainly does contain material that provokes thought. He points out, for instance, that 600,000 soldiers were treated for nervous disorders (p. 432) while, of the 73 million combatants of all sides who were mobilised, as many as 20 million were wounded (p. 448). More specifically, 66,934 German men lost limbs in the war and 2,888 were blinded during it. These unfortunates became, to quote Joseph Roth, "living war memorials" whose damaged bodies mirrored the carnage inflicted on the German nation in general (p. 471). Moreover, while nine million soldiers were killed as a result of conflict, so were as many as six million civilians (pp. 447 f.). These are massive figures which can only make a reader stop and ponder about their intellectual- and cultural-historical significance. With so very many soldiers succumbing to mental illness, how did the development impact on both popular and professional attitudes to psychological sickness? With so many wounded and incapacitated men returning from the Front to domestic society, what were the consequences for ideas about disability in society? And with so very, very many people dying, what can the results of the conflict have been in terms of attitudes to death and experiences of bereavement in all of the societies affected in their own particular ways?

Piper is to be applauded for producing a stimulating text which highlights so clearly important, but too little-discussed, questions such as these; yet he also begins to provide some answers. So for example, discussion of Ernst Jünger's dehumanised characterisation

of war finds a counter-point in the work of Ernst Friedrich who, in 1924, published “Krieg dem Kriege”. Here, Friedrich displayed images of soldiers who had survived the war having suffered dreadful facial injuries. If doing this was not sufficiently subversive in its own right, the sad images were accompanied by jarring quotations from German warlords such as Hindenburg. So, one photograph was juxtaposed with the old Field Marshal’s following words: “I regard war as a like a bathing cure.” Under another image, Friedrich added the comment: “The bathing cure of the proletariat: almost the whole face shot away” (p. 473). Here, then, we have injury and disfigurement being adopted as a tool for a subversive kind of politics which certainly must have tapped into a deep and lasting current of popular post-war sentiment. Piper also does us the service of highlighting what an interesting figure Ernst Friedrich must have been. Not only did he produce controversial books in the 1920s, but he was arrested following the Reichstag Fire and subsequently opened an anti-war museum in Brussels. No doubt this would have been a fascinating institution presenting a singular vision of the past.

So in “Nacht über Europa” we have a book which is not only well written and well produced, but which can stimulate considerable and valuable reflection on one of the major events in world history. It is very much to Piper’s credit that he can do this for an event about which so very much ink has been spilled already. It’s just a shame he didn’t do it 250 pages.

Martyn Housden, Bradford

Jānis Siliņš: Padomju Latvija 1918–1919 [Räterepublik 1918–1919], Rīga: Vēstures un popularizēšanas biedrība 2014, 263 S., 12 Abb.

1919, das Jahr nach dem Waffenstillstand von Compiègne, war in Europa das Jahr der Räterepubliken. Nicht nur in Russland, wo die Bolschewiki unter Lenin bereits ab dem Winter 1917 Sowjetrußland formal als Räterepublik installiert hatten, auch in Deutschland (Bremen, Mannheim, Braunschweig, München, Würzburg u.a.) oder in Ungarn unter Béla Kun entstanden, teilweise nach sowjetrussischem Vorbild, kurzlebige Räterepubliken oder Rätekommunen. Dies gilt auch für die baltische Region, wo es im Zuge der zeitweiligen Rückeroberung durch die Rote Armee ab November 1918 zu kurzzeitigen Gründungen von Räterepubliken unter der Führung estnischer, lettischer und litauischer kommunistischer Spitzenfunktionäre und Anhänger Lenins kam.¹ Für Lenin stellte die Proklamation „selbstständiger“ baltischer Räterepubliken die Antwort auf die Gründung bürgerlich-demokratischer baltischer Staaten 1918 und ein wichtiges strategisches Element seiner Friedensbemühungen an der Westfront dar.

Am längsten konnte sich die „Sozialistische Räterepublik Lettland“ (lett. Latvijas Sociālistiskā Padomju Republika, LSPR)² halten, offiziell vom 17. November 1918 (Manifest

1 In Sowjetestland Jaan Anvelt (1884–1937), in Lettland der erste sowjetische Justizkommissar Pēteris (auch Pjotr) Stučka (1865–1932) und in Sowjetlitauen Vincas Mickevičius-Kapsukas (1880–1935).

2 Im Unterschied zu „Lettlands Räte-sozialistischer Republik“ (Latvijas Padomju Sociālistiskā Republika, LPSR), wie die offizielle Bezeichnung Sowjetlettlands ab 1940 lautete.

der Arbeiter-, Landlosen- und Schützenräte-Regierung Lettlands) bis zum Beschluss des Zentralkomitees der KP Lettlands auf Selbstaflösung der LSPR (17. Januar 1920, rückdatiert auf den 13. Januar). Damit war sie nach der Sowjetunion (1922–1991) die langlebige in der europäischen Geschichte. Trotzdem fand ihre Geschichte in der westlichen Geschichtswissenschaft bis heute ebenso wenig Beachtung in Form einer grundlegenden Monografie wie in der sowjetlettischen Historiografie bis Ende der 1980er Jahre. Westliche Untersuchungen über das Räteregime mussten bis Ende der 1980er Jahre auf zentrale Quellen verzichten.³ In Sowjetlettland hingegen wagte sich kein Historiker an das undankbare Thema der konfliktreichen Beziehungen zwischen den sich als kommunistische Avantgarde Europas gerierenden lettischen Kommunisten auf der einen und Lenins vermeintlich rückständigen russischen Genossen auf der anderen Seite, da es die Legitimität sowjetischer Herrschaft im Baltikum ab 1940 berührte.⁴ Hinzu trat die Unüberschaubarkeit und Komplexität der politischen und militärischen Vorgänge des Jahres 1919. Auch in der deutschbaltischen Erinnerung überdauerten überwiegend das Stereotyp der „Bolschewikenzzeit“ bis zur „Befreiung Rigas“ am 22. Mai 1919 und eine Fokussierung auf den „Roten Terror“ der lettischen Kommunisten sowie die heldenhaft verklärte Rückeroberung Rigas.

Dem jungen lettischen Historiker Jānis Siliņš gebührt daher das Verdienst, mit seiner überarbeiteten Dissertation die erste umfassende Untersuchung zum „kurzlebigen“ staatlichen Vorgänger der späteren SSR Lettland im Jahre 1919 vorgelegt zu haben. Nach einem gründlichen Überblick über die verzweigte Historiografie zum Thema seit 1919 (S. 13-24) schildert er in fünf Kapiteln auf Grundlage der wichtigsten Quellen, Akten der Räteregierung, zeitgenössischer Presse und Erinnerungen von Beteiligten die unmittelbare militärische und politische Vorgeschichte ab der Februarrevolution (S. 25-54), die politischen und militärischen Aspekte der Entstehung der LSPR im Herbst 1918 auf Befehl des Volkskommissars für Nationalitätenfragen, Stalin, und gegen den Willen der lettischen Bolschewiki (S. 55-88), die fünf Monate der politischen Räteherrschaft über fast das gesamte lettische Territorium bis zur Aufgabe Rigas im Mai 1919 (S. 89-147), die militärische Entwicklung während dieser Zeit (S. 148-185) sowie die Monate des Zusammenbruchs der lettischen Räteherrschaft im Osten des Landes (Lettgallen) zwischen Juni 1919 und Januar 1920. Eine Darstellung der wiederum gegen den Willen der lettischen Genossen von Lenin erzwungenen Selbstaflösung der Räterepublik zugunsten der sowjetischen Friedensverhandlungen mit den bürgerlichen Regierungen im Baltikum (S. 186-223) sowie eine englischsprachige Zusammenfassung (S. 256-263) runden die Veröffentlichung ab.

Siliņš gibt sowohl einen Überblick über die Entwicklungen innerhalb der KP Lettlands, deren Zentralkomitee mit der Räteregierung identisch war, als auch über die politischen, ökonomischen und sozialen Utopien, deren Verwirklichung in Rätelettland nachdrücklicher betrieben wurde als in Sowjetrussland. In der Folge bewirkten der Terror mit Revolutions-

3 Beispielgebend: Wolfgang Wachsmuth: Die Zeit der Bolschewistenherrschaft in Riga. 3. Januar – 22. Mai 1919, in: Baltischer Landeswehrverein (Hrsg.): Die Baltische Landeswehr im Befreiungskampf gegen den Bolschewismus. Ein Gedenkbuch, Riga 1939, S. 137-143; zuletzt: Karl-Otto Schlau: Bolschewikenzzeit in Mitau. 9. Januar – 18. März 1919, Wedemark-Elze 1999.

4 Nach Stalins Tod sind allerdings einige Quelleneditionen und zahlreiche kleinere Publikationen zu Einzelaspekten der lettischen Geschichte 1918/19 (internationale Politik, militärische Ereignisse, Geschichte der KP Lettlands, stilisierte Erinnerungen u.a.) erschienen, vgl. das Kapitel „Historiographischer Überblick“ in der angezeigten Publikation (S. 13-24).

tribunalen und Internierungslagern (in den Quellen „Konzentrationslager“), die sofortige Kollektivierung der Landwirtschaft und der Zusammenbruch der Versorgung sowie die organisatorische Dysfunktionalität unter den lettischen Kommunisten das Ende der Unterstützung derjenigen Bevölkerungsschichten, die zunächst mit dem Sozialismus sympathisiert hatten und sich ab Frühjahr 1919 der bürgerlichen provisorischen Regierung unter Kārlis Ulmanis zuwandten (lettische Schützen, Landlose, Industriearbeiter).

Es gibt kaum ein spannenderes Kapitel in der Geschichte des Baltikums und Lettlands als die Jahre der Revolution und der Staatengründungen 1917 bis 1920: Wie unter einem Brennglas werden in kürzester Zeit unter den Bedingungen von Revolution und Bürgerkrieg sämtliche politischen Zukunftsvarianten durchgespielt, kulminieren noch einmal die politischen, ökonomischen und sozialen Spannungen des 19. Jahrhunderts und der Revolution von 1905; sind die gleichen Akteure aktiv, die 25 Jahre später die erneute sowjetische Besetzung erleben sollten.

In Kürze, wenn Estland, Lettland und Litauen das 100. Jubiläum ihrer Staatengründungen feiern werden, werden diese Themen im Baltikum erneut in historiografischen Untersuchungen aufgegriffen werden. Siliņš' Darstellung bietet dabei einen guten Einstieg in die „linke“ Geschichte Lettlands, die zunächst eng mit der deutschen Sozialdemokratie, ab 1914 mit Lenins Bolschewiki und der Geschichte der Sowjetunion verbunden war, bis 1991 das dominierende Narrativ bildete und seit der erneuten Unabhängigkeit Lettlands wieder in Verdrängung geraten ist.

Künftige Forschungen sollten die Quellenbasis erweitern⁵ und vor allem darauf achten, die Geschichte der LSPR über eine nationallettische Perspektive um europäische und sowjetische Kontexte zu erweitern. Die kleine, aber feine und überaus spannende Geschichte der ersten lettischen Kommunisten, die sich 1919 mit „Hammer und Sense“ anstelle der rückständigen Sichel auf einer europäischen Mission Richtung Paris wähten und dann in den 1930er Jahren in der Sowjetunion als Volksfeinde ermordet wurden, wäre es jedenfalls wert, im europäischen Narrativ von den Diktaturen des 20. Jahrhunderts einen sichtbaren Platz einzunehmen.

Detlef Henning, Lüneburg

5 Etwa die vergleichsweise realistischen Lageberichte der kommunistischen Instrukteure aus der Provinz oder die Gerichtsakten der etwa 1000 Prozesse gegen Teilnehmer am „Roten Terror“ zwischen 1920 und 1939 in Lettland, die einen erschütternden Einblick in die menschliche Destruktivität jener Monate bieten.

Robert Gerwarth, John Horne (Hrsg.): Krieg im Frieden. Paramilitärische Gewalt in Europa nach dem Ersten Weltkrieg, Göttingen: Wallstein Verlag 2013, 347 S.; Jonathan D. Smele: The „Russian“ Civil Wars 1916–1926. Ten Years that Shook the World, London: Hurst & Company 2015, 423 S., 16 Bildtafeln.

Der Erste Weltkrieg veränderte die politische Landkarte und die Gesellschaften Europas und Asiens tiefgreifend. Nach der Auflösung moderner Staatlichkeit und dem Zerfall der multiethnischen Großreiche auf dem Höhepunkt ihrer militärischen Konfrontation prägten Gewalt und unzählige Konflikte die Nachkriegszeit, die bald nur noch Zwischenkriegszeit

genannt werden sollte. Im Zuge der intensivierten Beschäftigung mit dem Großen Krieg aus Anlass seines hundertsten Jubiläums ist vielfach die etablierte zeitliche Eingrenzung von 1914–1918, die geografische Verengung auf Europa und die Konzentration auf die Westfront überwunden worden. Anders sind weder die Ursachen der Entfesselung noch die globale Bedeutung des Weltkrieges zu fassen.

Die beiden vorliegenden Bücher tragen zu dieser erweiterten Perspektive auf die „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts bei und ergänzen sich gegenseitig. Jonathan Smele erzählt, wie das Zarenreich in Gewalt und Chaos versank und die unzähligen Kriege in seinem Zentrum und an den Rändern die Zeitgeschichte prägten wie kaum ein anderes Ereignis. Die Verschmelzung von imperialem Kollaps und der neuen politischen Dimension kriegereischer Auseinandersetzung nach 1917 produzierte jenen internationalen Bürgerkrieg, dem der Sammelband von Robert Gerwarth und John Horne in zahlreichen Fallstudien nachgeht. Smeles Buch ist vor allem Ereignisgeschichte, die dem Leser die Vehemenz, Dauer und geografische Dimension der Bürgerkriege auf dem Gebiet des alten Zarenreichs vor Augen führt. „Krieg im Frieden“ hingegen konzentriert sich auf die Analyse paramilitärischer Gewalt als eines prägenden und weit verbreiteten Phänomens der Nachkriegszeit. Leitfragen nach der Funktion und dem Ausmaß paramilitärischer Gewalt und ihrem Vermächtnis für die Gesellschaften verbinden die Kapitel, in denen zudem teilweise buchinterne Vergleiche angestellt werden. Explizit befassen sich die Beiträge auch mit der von George Mosse aufgestellten Brutalisierungsthese, wonach die Erfahrung der Massengewalt im Krieg zu einer Verrohung geführt habe, die noch im Frieden Kultur und Politik geprägt habe.

In beiden Büchern wird der Versuch unternommen zu verstehen, warum weite Teile Europas und Asiens nach den Revolutionen und Friedensschlüssen über Jahre von Gewaltausübung und blutig ausgetragenen Konflikten dominiert wurden. Weshalb erfasste die Brutalisierung politischer und sozialer Spannungen auch Gesellschaften und Gegenden, die in den Weltkrieg nicht aktiv involviert waren? Was unterschied den Weltkrieg von den unmittelbar anschließenden Bürgerkriegen?

Jonathan Smele setzt den Beginn der „russischen“ Bürgerkriege (die Anführungszeichen signalisieren, dass die Kriege keineswegs alle innerrussische Konflikte waren und sich auch nicht auf das Russländische Reich beschränkten) im Jahr 1916 an. Mit dem massiven Widerstand muslimischer Untertanen Zentralasiens gegen die Einziehung zum Arbeitsdienst scheiterte nicht nur die totale Mobilisierung für den Krieg; das Zarenreich bekam weder die eigene Bevölkerung noch seine Armee je wieder unter Kontrolle. Die jüngste Forschung setzt auch den Zerfall des Reiches und den Beginn der Dekolonialisierung seiner asiatischen Teile mit diesen Ereignissen an.¹

Im Folgenden schildert Smele in chronologisch angeordneten Kapiteln den Verlauf des Bürgerkriegs. Sein Narrativ folgt dabei der Auseinandersetzung zwischen der Roten Armee und jenen Formationen, die sich dem weißen Lager zurechneten. Die Entscheidung für diese traditionelle Perspektive hat den Vorteil, dass eine Linearität und eine Auswahl der Konflikte entsteht, anhand derer man erzählen kann, was die Bürgerkriege ausmachte. Smele weist immer wieder darauf hin, wie komplex die Konflikte und wie fluid die Allianzen in den einzelnen Arenen der Gewalt waren. Er betont die Verflechtung der sogenannten Unab-

1 Vgl. Joshua Sanborn: *Imperial Apocalypse. The Great War and the Destruction of the Russian Empire*, Oxford 2014.

hängigkeitskriege im Westen des Reiches mit dem Bürgerkrieg und seinen Praktiken. Und dennoch liegt hier der große Nachteil einer auf den Krieg Rot gegen Weiß ausgerichteten Erzählperspektive: Alle anderen Konflikte, die wie im Fall der Gewalt zwischen Bauern und Bolschewiki deutlich mehr Tote forderten oder in den südöstlichen Reichsteilen wesentlich länger dauerten, erscheinen als Nebenprodukte des eigentlichen Kampfes. Die Studie ist keine völlig neue Darstellung und Interpretation der Jahre des imperialen Kollapses, sondern eine aktualisierte und erweiterte Erzählung, die sich letztlich vor allem erneut der alten Frage nach den Gründen für die Niederlage der Weißen widmet. Konzeptionell bleibt das Buch somit hinter dem im Vorwort formulierten innovativen Anspruch zurück. Ungeachtet dessen ist die genutzte und diskutierte Forschungsliteratur gewaltig, der zeitliche und geografische Rahmen bewundernswert. Smeles Gespür für den Einfluss von Propaganda und den Entbehrungen des Weltkrieges auf das Geschehen im Bürgerkrieg ist überzeugend.

Auch der Sammelband von Gerwarth und Horne thematisiert gleich am Anfang die Russische Revolution, in der alles begann, was den Paramilitarismus in der Zwischenkriegszeit prägen sollte. Die Kapitel sind in zwei Teile gegliedert, die „Revolution und Konterrevolution“ sowie „Nationen, Grenzgebiete und ethnische Gewalt“ heißen. In nahezu allen Fällen verbanden sich jedoch die beiden Themen. Dies ist eine Erklärung sowohl für die große Bedeutung des Paramilitarismus im Frieden als auch für die beispiellose Gewalt in den Verwerfungszonen der Imperien, in denen paramilitärische Einheiten oft zum Kern späterer regulärer Armeen wurden. Das Buch ist somit mehr als eine Aneinanderreihung nationaler Fallstudien. In ihrer Breite und gegenseitigen Bezugnahme entsteht tatsächlich ein internationales Panorama der Zwischenkriegszeit.

William Rosenberg stellt in seinem Beitrag über Paramilitarismus in den russischen Bürgerkriegen die Formen und Organisation der Gewalt in den Mittelpunkt. Ihre Entgrenzung und Loslösung von allen Gedanken an eine Rückkehr zum friedlichen Umgang zwischen Kriegsparteien verdankte sie der zuvor bereits erfolgten vollständigen (Selbst-)Zerstörung von Staatlichkeit. Aufgrund der Größe des teilweise besetzten und über Millionen von Kriegsgefangenen verfügenden Reiches sorgte die umfassende Rekrutierung für den Bürgerkrieg zugleich für seine Ausbreitung über alle Reichsgrenzen hinweg.

Der Aspekt des Paramilitarismus, der im Weltkrieg bereits eine große Rolle spielte, erweist sich als hervorragender Zugriff auf die internationale Wirkung der Bürgerkriege in der Nachkriegszeit. In Staaten wie der Tschechoslowakei, Polen, den baltischen Staaten, Finnland und der Türkei, die aus den untergegangenen Kaiserreichen hervorgingen, hatten paramilitärische Organisationen wichtige Aufgaben im Prozess der Staatsbildung übernommen, die sie nach dem Krieg nicht aufzugeben gewillt waren. Die Geschichte der autoritären Wende fast aller neuen Republiken in den 1920er und 1930er Jahren ist ohne diese Formationen und ihre Anführer nicht zu schreiben. Der von Emilio Gentile analysierte Fall Italien zeigt, dass der Modus gewaltsamer Nationsbildung auch nach dem Krieg in Gang gesetzt werden konnte. Die faschistischen Kampfbünde gingen dabei in den ehemals habsburgischen Gebieten an der oberen Adria wie vergleichbare Gruppen in Ostmitteleuropa gegen „fremde“ nationale Minderheiten vor. Zugleich bekämpften sie rücksichtslos Kommunisten. In Zeiten ungefestigter Grenzen ging die Konterrevolution der Revolution voraus. Zwei Beiträge der Herausgeber besprechen das Phänomen der Konterrevolution als einer transnationalen Praxis infolge der Angst vor einem Ausgreifen des Bolschewismus, die Räterepubliken in besiegten Staaten Südost-, Mittel- und Osteuropas geschürt hatten.

Auch das Beispiel der osmanischen Gebiete hält Erkenntnisse bereit, die über das Staatsgebiet hinausweisen. Mit aller Vorsicht zeichnet Uğur Üngör die Gewaltspirale nach, die die Balkankriege mit dem Genozid an den Armeniern 1916 und den „ethnischen Säuberungen“ in Griechenland, Armenien und der Türkei verbinden. Paramilitärs waren nicht nur (eigen)mächtige Akteure im Krieg, sie waren oft auch nützliche Optionen des Staates, um Realitäten zu schaffen, für die man international keine Verantwortung übernehmen wollte.

Mosses Brutalisierungsthese, die sich vor allem auf die „Schützengrabenerfahrung“ an der Westfront stützte, wird praktisch von jedem Beitrag relativiert. Die blutigsten Konflikte, namentlich auf dem Gebiet des Russischen Reiches, insbesondere auch in Finnland und im Osmanischen Reich zeigen vielmehr die fatalen Konsequenzen des Wegfalls jeglicher staatlicher Ordnung und Kontrolle. Die Zerstörung der großen Landimperien Eurasiens erfolgte im Weltkrieg, nachdem diese in besetzten Gebieten oder im eigenen Staat durch Deportationen, Massenmorde und Zwangsrekrutierungen die heterogene Bevölkerung traumatisiert und brutalisiert hatten. Die Konfrontation der Reiche begann weit früher,² die Folgen zeigten sich noch Jahre und Jahrzehnte später. Es ist auch das Verdienst der beiden besprochenen Bücher, diesen Teil der Geschichte in das internationale Verständnis vom Großen Krieg zu integrieren.

Tim Buchen, Edinburgh

- 2 Vgl. Michael Reynolds: *Shattering Empires. The Clash and Collapse of the Ottoman and Russian Empires 1908–1918*, Princeton 2011 und einen weiteren Sammelband Robert Gerwarths: Robert Gerwarth, Erez Manela (Hrsg.): *Empires at War 1911–1923*, Oxford 2014.

Marius Otto: Zwischen lokaler Integration und regionaler Zugehörigkeit. Transnationale Sozialräume oberschlesienstämmiger Aussiedler in Nordrhein-Westfalen, Bielefeld: transcript Verlag 2015, 416 S.

Von den insgesamt 4,5 Mio. Menschen, die zwischen 1950 und 2010 mit Aussiedlerstatus in die Bundesrepublik Deutschland migrierten, stammten allein ca. 1,5 Mio. Menschen aus Polen und davon wiederum etwa 600 000 aus Oberschlesien. Diese Personengruppe, die vor allem in den 1970er und 1980er Jahren in die Bundesrepublik ausgereist war, erregte bislang weder ein größeres gesellschaftliches noch wissenschaftliches Interesse. Ihre grundsätzlich zügig und ohne viel Aufsehen verlaufende Integration machte sie als „deutschstämmige“ Gruppe für soziologische Untersuchungen offensichtlich unattraktiv. Nur so lässt sich die geringe Zahl der seit den späten 1980er Jahren erschienenen Fachpublikationen erklären. Dies ist umso verwunderlicher, als die bundesdeutsche Migrationsdebatte seit der Wiedervereinigung von Jahr zu Jahr an Brisanz gewinnt und sich aktuell an der Zuwanderung und Integration von Kriegs- und Wirtschaftsflüchtlingen entzündet. Zugleich sind Untersuchungen erfolgreicher zeithistorischer Immigrationen rar, die Aufschluss über integrations- und eingliederungsfördernde Faktoren geben und aus denen Politik, Wirtschaft und Gesellschaft Rückschlüsse auf entsprechende integrationsfördernde Maßnahmen ziehen könnten.

Umso erfreulicher ist die Veröffentlichung der Studie von Marius Otto, die als Dissertation im Fach Kulturgeografie an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule

Aachen entstand. Der Autor widmet sich darin nicht nur der Eingliederung oberschlesienstämmiger Aussiedler in die bundesdeutsche Gesellschaft am Beispiel Nordrhein-Westfalens aus einer interviewbasierten Innenperspektive, sondern zeigt insbesondere auf, wie Integration bei gleichzeitiger Rückbesinnung auf den Herkunftskontext der Menschen – Stichwort Transnationalismus – und die Schaffung von subjektiven, grenzübergreifenden Raumkonzepten funktionieren kann. Dabei legt er auch dar, mit welchen Schwierigkeiten sich Migranten in unterschiedlichen zeitlichen Phasen nach ihrer Migration sowohl im Ziel- als auch im Herkunftskontext konfrontiert sehen. Ausgehend von den grundsätzlichen Fragen, ob die Aussiedlerintegration bestimmten Automatismen gefolgt sei (u.a. aufgrund der deutschen Staatsangehörigkeit), die gelungene strukturelle Integration tiefer gehende Differenzierungsprozesse verschleiert habe und die Aussiedlernetzwerke als Abkapselungsversuche wahrzunehmen seien, fragt der Autor aus einer konstruktivistischen Perspektive nach der Entwicklung von Lebenswelten der Aussiedler nach 1989. Somit rücken neben der Zeit vor der Migration und den unmittelbaren Migrationserfahrungen auch die Rückbesinnungen auf die Herkunftsregion infolge der neuen Reisefreiheit seit dem Ende des Kalten Krieges und die in diesem Rahmen geschaffenen individuellen transnationalen Sozialräume (TNS) der Aussiedler in den Vordergrund der Untersuchung. Der Autor betrachtet die Rekonstruktion der Lebenswelten der Aussiedler und deren individuelle Wahrnehmung und Reflexion der Integration aus einer langfristigen Perspektive. Überdies thematisiert er die sich mit der Zeit verstärkenden transnationalen Facetten dieser Lebenswelten. Hierbei kommt der polnischen Sozialisierung und regionalen Verbundenheit sowie der Rückbesinnung auf den Herkunftskontext über Mobilität und die Anknüpfung an die polnische bzw. oberschlesische „Community“ im Zielgebiet Nordrhein-Westfalen eine große Bedeutung zu.

Bevor sich der Autor jedoch dem Kernstück seiner Arbeit widmet, stellt er im zweiten und dritten Kapitel zunächst sein konstruktivistisches Raummodell vor – als subjektives, erst durch Handeln entstehendes emotionales Phänomen (S. 22, 27). Otto reflektiert bisherige soziologische und geografische Vorstellungen transnationaler Räume, die er als hybride, plurilokale Verflechtungszusammenhänge (Ludger Pries) betrachtet, in welche die handelnden Subjekte vielfach involviert sind (Petrus Han). Es folgen eine historisch-semantische Einordnung der Region Oberschlesien und ihrer symbolischen Aufladung sowie Ausführungen zum Migrationsverlauf auf der Makroebene und zur strukturellen Eingliederung oberschlesienstämmiger Aussiedler in der Bundesrepublik.

Die Grundlage der Untersuchung stellen 44 qualitative Interviews mit oberschlesienstämmigen, in Nordrhein-Westfalen lebenden Aussiedlern dar, die zwischen 1970 und 1989 immigrierten. Mit seinen Interviewpartnern vereinbarte der Autor jeweils zwei Gesprächstermine, was ihm die Möglichkeit zur Konkretisierung bestimmter Fragenkomplexe gab. Um eine möglichst große Bandbreite bei der Auswahl der Interviewpartner abzudecken, wählte er diese nach verschiedenen Kriterien aus, u.a. Alter, Migrationszeitpunkt, Herkunftsstadt bzw. -dorf, Aufenthaltsdauer in den Zielgebieten und Lebensphase zum Migrationszeitpunkt. Aufbauend auf dem Ansatz der Grounded Theory, einer offenen Methodik unter permanenter Rückkoppelung zwischen Empirie und Theoriebildung, definiert Otto fünf Analyseebenen: Mobilität, transnationale Netzwerkstrukturen, materielle Infrastruktur, transnationale Identitäts- und Zugehörigkeitsmuster sowie transnationales Einleben.

Aus einem transnationalen Verständnis heraus spielt physische Mobilität eine entscheidende Rolle beim Aufspannen transnationaler Sozialräume. Für die oberschlesienstämmigen Aussiedler wurde sie mit dem Zusammenbruch der kommunistischen Systeme im Osten Europas möglich, als die Herkunftsregion erstmals seit der Migration in die Bundesrepublik wieder problemlos zu bereisen war. Insbesondere für einen Teil junger Aussiedler habe die Mobilität als fördernde Kraft der Konstruktion transnationaler Sozialräume während temporärer Transmobilitätsphasen eine wichtige Rolle gespielt und Phänomene wie Transkulturalität und das „vielfache Involviertsein“ überhaupt erst möglich gemacht (S. 166 f., 173 f.). Grundsätzlich aber befänden sich in der Gruppe der interviewten oberschlesienstämmigen Aussiedler kaum pendelartige Mobilitätsmuster, wie sie in den letzten 25 Jahren in der Forschung entwickelt wurden. Vielmehr stellten mehr oder weniger regelmäßige Besuche in Oberschlesien bzw. Polen das dominante Mobilitätsmuster dar, daher folgert der Autor: „Leitete man transnationale Lebenswelten exklusiv von einem transmobilen Alltag ab, wäre Transnationalität daher ein Randphänomen unter den oberschlesienstämmigen Aussiedlern“ (S. 378).

Da der Lebensalltag eines großen Teils seiner Interviewgruppe aber translokal bzw. transnational geprägt ist, stelle sich die Frage, was neben Mobilität für die Konstitution transnationaler Sozialräume bedeutsam ist. Der erste wichtige Faktor seien die durch den Herkunftskontext geprägten Netzwerkstrukturen. Otto stellt einerseits fest, dass die Erfahrungen sozialer Interaktion im Herkunftskontext die Entwicklung von Netzwerkstrategien im Zielkontext beeinflussten. So blieben für manche ältere Gesprächspartner die polnisch-oberschlesischen Gegensätze („Gorole“ versus „Hanysy“) auch in Nordrhein-Westfalen wirksam: Für sie blieb der Kontakt zu Personen, die sich durch ihren Herkunftsort oder die Verwendung des Hochpolnischen als Nicht-Oberschlesier bzw. Polen entlarvten, ein Tabu.

Zum Teil werde dieser Konflikt auch generationenübergreifend fortgeführt, verliere bei den jüngeren Aussiedlern aber deutlich an Bedeutung und sei in der Regel nicht mehr handlungsrelevant (S. 212-214). Auf der anderen Seite stoße die weiterhin vorhandene Abneigung gegen alles Polnische auf Unverständnis und Widerstände und führe zu einer tiefen Spaltung innerhalb der oberschlesischen „Community“. Gemeinsam sei allen oberschlesienstämmigen Aussiedlern eine gewisse Distanz und Oberflächlichkeit in den Kontakten zu einheimischen Deutschen, die man mit Mentalitätsunterschieden und der kulturellen Andersartigkeit (Werte, Normen, Bedeutung von Kirche bzw. Glauben und Familie etc.) erkläre. Trotz alledem bewerten die Befragten den Kontakt zu den Deutschen in der Nachbarschaft und am Arbeitsplatz als unproblematisch (S. 234). Der zweite Faktor, der in der Konstruktion transnationaler Sozialräume die Bedeutung einer pendelartigen Mobilität abschwäche, sei die vorhandene materielle Infrastruktur für die polnische „Community“, innerhalb der es „oberschlesische Nischen“ gebe. Neben polnischen Läden, Zeitungen, Paketdiensten, Reiseunternehmen und Kirchengemeinden sowie kulturellen Veranstaltungen verschiedener Art, an denen die oberschlesienstämmigen Interviewpartner fast ausnahmslos, jedoch in sich stark unterscheidendem Ausmaß, partizipierten, trügen konkret auf Oberschlesien und dortige autochthone Traditionen gerichtete Radio- und TV-Sender sowie landsmannschaftliche Treffen zur Kompensation von Mobilitätsbedürfnissen bei (S. 268). Sie seien integrativer Bestandteil multikontextueller alltäglicher Lebenswelten (S. 279).

Im Hinblick auf ihre Identität und Zugehörigkeit unterscheidet der Autor fünf Typen von Oberschlesiern, denen er 38 von 44 Interviewpartnern zuordnet, ähnlich dem aus acht Typen

bestehenden historischen Strukturmodell von Manfred Alexander.¹ Ottos Typenzuordnung ist an den dominanten ethnischen und nationalen Kategorien ausgerichtet. Zwei von fünf Typen sind auf Oberschlesien bezogen (der „traditionelle“ und der „moderne“ Oberschlesier), hinzukommen die „Deutschpolen“, die deutschen und die polnischen Oberschlesier (S. 299). Anhand von zum Teil langen Interviewfragmenten belegt Otto, dass im Grunde alle Typen der Zugehörigkeit mehr oder minder durch Hybridität als Folge zunehmender Transmobilität und -kulturalität im Alltag und die Einbindung in transnationale Netzwerke gekennzeichnet sind. Die subjektive Positionierung orientiere sich am Herkunftskontext Polen bzw. Oberschlesien und werde durch unterschiedlich ausgeprägte Entfremdungserfahrungen in Deutschland geprägt. Somit könne von „den“ Oberschlesiern nicht die Rede sein, denn zumindest drei Identitätsmuster („moderne“ Oberschlesier, Deutschpolen, Polen) zeigten, dass bisherige Annahmen, die den oberschlesischen Aussiedlern generell ein Zugehörigkeitsgefühl zum polnischen Staat bzw. zur polnischen Nation absprachen, falsch seien. Diese Konzepte steuerten aber bei keiner der Gruppen der Integration im Zielkontext entgegen; selbst die sich als Polen verstehenden Interviewpartner machten auf die Bedeutung der Integrationsbereitschaft aufmerksam.

Nach Auffassung des Autors könne das transnationale Einleben in einem Dreiphasenmodell abgebildet werden. Auf die von Anlaufschwierigkeiten geprägte, jedoch durch Erfahrungen von Freiheit und materiellem Erfolg kompensierte Integrationsphase sei nach etwa 10-15 Jahren die Phase des Angekommen- und Etabliertseins gefolgt (gute berufliche Situation, Immobilienerwerb, Akzeptanz im deutschen Umfeld), die schließlich in die Phase des transnationalen Einlebens mündete. Diese sei geprägt durch die Rückbesinnung auf den Herkunftskontext, verstärkte Mobilität und Reaktivierung alter Netzwerke. Damit seien im Laufe der Zeit zusammenhängende Aktionsräume mit lokalen und regionalen Bezügen in Nordrhein-Westfalen und Oberschlesien (oder mit nationalem Bezug zur Bundesrepublik und Polen) entstanden, in denen transkultureller Alltag erlebbar geworden sei; diese seien nicht als Parallelwelten zu verstehen. In dieser Phase machten viele oberschlesienstämmige Aussiedler jedoch beiderseits der Grenze Entfremdungserfahrungen, u.a. aufgrund sich auflösender Netzwerkstrukturen oder aufgrund von wirtschaftlichen, infrastrukturellen und gesellschaftspolitischen Veränderungen im Herkunftskontext (S. 367-369).

Der Autor zeigt auf, dass grenzübergreifende lokale Kontexte die Lebenswelten von oberschlesienstämmigen Aussiedlern prägten. Diese hätten sich allerdings in vielen Fällen erst im Anschluss an eine erfolgreiche strukturelle und zumindest in Teilen mentale Integration etabliert. Ottos Argumentation verdeutlicht, dass sich erfolgreiche Integration und Rückbesinnung auf den Herkunftskontext unter bestimmten Voraussetzungen nicht ausschließen. So sei es beispielsweise die jüngere und vergleichsweise besser gebildete Gruppe der „Deutschpolen“, die ein besonders positives Bild ihres Lebens in der Bundesrepublik zeichne und sich als sehr gut integriert, mithin als Bestandteil der deutschen Gesellschaft sehe. Die Rückbesinnung auf den Herkunftskontext steht bei ihnen in keinerlei Widerspruch

1 Vgl. Manfred Alexander: *Oberschlesien im 20. Jahrhundert. Eine missverstandene Region*, Göttingen 2004, S. 465-489. Alexander unterscheidet innerhalb der oberschlesischen Bevölkerung zu Beginn des 20. Jahrhunderts acht Gruppen, von denen er fünf als „Schlonsaken“ (von polnisch orientiert über national indifferent bis hin zu deutsch orientiert) identifiziert und drei der deutschen bzw. polnischen nationalen Gruppe zuordnet.

dazu, ganz im Gegenteil: Sie wird als Horizonterweiterung, als ein Eröffnen neuer Möglichkeiten angesehen. Gerade aber an dieser Stelle hätte der Autor danach fragen müssen, ob nicht auch die kulturelle Nähe zwischen dem Ziel- und Herkunftskontext die Entwicklung von Transkulturalität im Alltag erleichtert. Überdies wird deutlich, dass temporäre Phasen physischer Mobilität unter bestimmten Voraussetzungen für die Konstruktion eines transnationalen Sozialraumes offensichtlich ausreichen.

Otto unterfüttert seine Argumentationsstränge mit zahlreichen und zum Teil langen Interviewausschnitten, die er detailliert und sehr differenziert interpretiert sowie kontextualisiert. Zur Veranschaulichung seiner Nachweisführung und Typologisierung führt er eine Reihe von übersichtlichen Grafiken, Tabellen und Abbildungen an. Die einzelnen Kapitel bauen logisch aufeinander auf und verbinden sich zu einer verständlichen Gesamterzählung. Dabei ist sich der Verfasser der begrenzten Aussagekraft seines konstruktivistischen Vorgehens bewusst (so etwa der Konstruktionsleistung der Gesprächspartner während der Interviews, S. 385). Dies wird auch in seiner differenzierten und vorsichtigen Interpretation ersichtlich. Insgesamt legt Otto eine gelungene und wichtige Studie zu transnationalen Lebenswelten oberschlesienstämmiger Aussiedler vor, die nicht nur als Beitrag zur Aussiedler- und Oberschlesienforschung zu verstehen ist, sondern auch Aufschluss über Lebenswelten von Migranten in Nordrhein-Westfalen gibt und Rückschlüsse über Eingliederung und Integration in der Bundesrepublik über die untersuchte Gruppe hinaus bietet.

David Skrabania, Siegen

Katja Wezel: Geschichte als Politikum. Lettland und die Aufarbeitung nach der Diktatur, Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2016, 323 S.

Manchmal lohnt es sich, wenn Dissertationsprojekte etwas länger dauern: Katja Wezels 2005 begonnene und 2011 verteidigte Doktorarbeit ist nun erschienen. Aktuelle Ereignisse wurden bis kurz vor der Drucklegung aufgenommen. Gegenstand der Arbeit ist die Untersuchung des Umgangs mit der Sowjetherrschaft (1939/40–41 und 1944/45–1991) und teilweise auch mit der Zeit der deutschen Besatzung (1941–44/45) im unabhängigen Lettland nach 1991.

Nach einer instruktiven Einführung benennt die Verfasserin im ersten von vier Hauptkapiteln zunächst die Akteure der Geschichtspolitik. Ausgehend von der Zusammensetzung der Kader der Kommunistischen Partei Lettlands und der Überrepräsentanz von Russen und Russland-Letten, die in der Zwischenkriegszeit nicht in Lettland gelebt hatten, führt die Autorin den Leser auf die Spur derjenigen Reformkräfte, die aus der lettischen Sektion der KPdSU erwachsen und die in der Perestrojka-Zeit allmählich freier agieren konnten. 1990/91 setzten sich die Befürworter der Unabhängigkeit allmählich durch. Nach 1991 kamen weitere Akteure hinzu: Zurückgekehrte Exil-Letten sowie die zuerst recht passive russische Minderheit, deren Angehörige keinen lettischen Pass bekamen, wenn sie in der Sowjetzeit zugewandert waren, und schließlich externe staatliche Akteure wie Russland, die USA und die EU. In diesem ersten Kapitel betont die Verfasserin, dass Politiker im post-sowjetischen Lettland vielfach „Wendehälse“ gewesen seien. Sie hätten sich nach und nach von der KPdSU abgewandt. Dies habe ihnen die lettische Öffentlichkeit verziehen, sofern der Wandel bis zu den Barrikadenkämpfen im Januar 1991 erfolgt war.

Im zweiten Hauptkapitel geht es um die politische und juristische Aufarbeitung der Sowjetherrschaft in Lettland. Hierbei gelingt es Wezel, überzeugend nachzuweisen, dass die an sich schon schwierige juristische Aufarbeitung durch den mangelnden Zugriff auf Täter und Beweismittel außerordentlich erschwert wurde und kaum befriedigende Ergebnisse produzierte. Wezel skizziert ferner politische Bemühungen um die gewollte Ausgrenzung der Zuwanderer aus anderen Teilen der UdSSR, die Privatisierungen der Staatsbetriebe sowie die Einführung des Begriffs der „Okkupation“ für die Sowjetherrschaft und beleuchtet gründlich die damit verbundenen Probleme und Herausforderungen.

Das für die aktuelle innenpolitische Lage Lettlands bedeutendste dritte Kapitel widmet sich der Minderheiten- und Sprachpolitik. Hierin erläutert die Verfasserin den Weg der lettischen Gesetzgebung von völliger Ausgrenzung der sowjetischen Zuwanderer über die Entwicklung zum Nichtbürger-Status Mitte der 1990er Jahre bis hin zum liberalisierten Naturalisierungsgesetz von 1998. Im Kapitel wird dann der 2004 eingeführte verstärkte Unterricht in lettischer Sprache im russischen Schulwesen als Wendepunkt diskutiert, der die russische Bevölkerungsgruppe in Lettland erstmalig einte und politisch sichtbar machte.

Das letzte der vier Hauptkapitel beschäftigt sich mit dem für die Geschichtsforschung ausgesprochen interessanten Umgang mit dem Zweiten Weltkrieg. Hierbei stehen sich zwei konkurrierende, miteinander kaum in Einklang zu bringende Bilder gegenüber: Einmal das der sich ablösenden sowjetischen und deutschen Okkupationsregime und andererseits das der Befreiung vom Faschismus. Dabei ist das national-lettische Geschichtsbild der Okkupationen aufgrund seiner Staatsnähe das in der Öffentlichkeit klar präsentere, ohne dass der konkurrierenden Deutung überhaupt kein öffentlicher Raum eingeräumt würde.

In diesem Kapitel werden auch die Bemühungen der geschichtspolitischen Akteure in Lettland nachvollzogen, die einem europaweit stärkeren Gedenken an die Opfer der sowjetischen und kommunistischen Gewaltherrschaft, insbesondere die nach Sibirien deportierten, galten. Dabei schossen einige Gruppen über das Ziel hinaus oder operierten bewusst mit unangemessenen Gleichsetzungen zum Holocaust („roter Genozid“), um die gewünschte Aufmerksamkeit zu erreichen. Insgesamt wird in diesem Abschnitt wiederholt auf die externen Akteure Bezug genommen.

Durch eine nochmalige Durchsicht hätte sich noch der eine oder andere Fehler im Druck vermeiden lassen. So heißt Zatlars, der ehemalige Präsident Lettlands (2007–2011), nicht Valters, sondern Valdis mit Vornamen (S. 237). Dennoch fällt das Dutzend Druckfehler in diesem Werk in einer Zeit, in der Lektorate keinesfalls mehr selbstverständlich sind, bei der Bewertung nicht ins Gewicht.

Insgesamt lässt das Buch keine Untiefe aus. Weder wird eine Auseinandersetzung mit der in so vielfacher Hinsicht nationalistischen Politik der Republik Lettland gescheut, v.a. derjenigen der 1990er Jahre, noch wird die Anpassungsunwilligkeit von Teilen der russischen Bevölkerung, repräsentiert durch Mitglied des Europäischen Parlaments (MdEP) Tatjana Ždanoka, ausgelassen. Die Auseinandersetzungen um den Volksentscheid zur Einführung des Russischen als zweite Amtssprache (2012) sowie die internationale Lage seit der Annexion der Krim durch Russland 2014 machen es unwahrscheinlich, dass die aufgeworfene Thematik bald von der Tagesordnung der lettischen Innenpolitik verschwinden wird. Auch wenn also das letzte Kapitel noch nicht geschrieben ist, so wird dennoch für alle an der jüngsten Geschichte Lettlands Interessierte kein Weg an Wezels Werk vorbeiführen.

Benjamin Conrad, Mainz

Per Anders Rudling: *The Rise and Fall of Belarusian Nationalism. 1906–1931*, Pittsburgh: University of Pittsburgh Press 2015, 436 S.

Dass es heute einen selbstständigen belarussischen Nationalstaat gibt, ist keine Selbstverständlichkeit. Lange Zeit wurde das belarussische Volk in seiner nationalen Entfaltung – zunächst durch das Russländische Reich und später durch die Sowjetunion – gehindert. In der Zeit, in der die meisten Völker Europas entweder über einen eigenen Staat, über eine eigene kodifizierte Sprache oder zumindest über eine größere Nationalbewegung verfügten, hatten die Belarussen nichts Vergleichbares vorzuweisen. Erst Anfang des 20. Jahrhunderts formierte sich in St. Petersburg und in Vilnius eine nennenswerte belarussische Nationalbewegung, bestehend aus einer Gruppe Intellektueller, die vornehmlich dem Kleinadel entstammte. Doch diese Nationalbewegung war deutlich schwächer als sämtliche Nationalbewegungen anderer mittel- und osteuropäischer Völker. Dies führte dazu, dass die Belarussen während des Ersten Weltkrieges in ihrem Streben nach Eigenstaatlichkeit kaum Berücksichtigung fanden. Nach dem Ersten Weltkrieg bekriegten sich Sowjetrussland und die Polnische Republik auf dem belarussischen Siedlungsgebiet zwischen Warschau und Smolensk. Im Friedensvertrag von Riga 1921 wurde schließlich das belarussische Territorium zwischen Polen und Sowjetrussland aufgeteilt. Die belarussische Nationalbewegung zerfiel in zwei Teile: Während in der Sowjetunion eine Belarussische Sozialistische Sowjetrepublik entstand, waren die zu Polen gekommenen belarussischen Gebiete einer verstärkten Polonisierung ausgesetzt. Dies waren keine guten Voraussetzungen, um die Idee eines eigenen Nationalstaats zu verfolgen. Doch gerade diese Phase, so glaubt Per Anders Rudling, sei die Geburtsstunde der heutigen Belarussischen Republik, die nationalen belarussischen Aktivisten des frühen 20. Jahrhunderts seien deren Urväter.

In seinem Buch „*The Rise and Fall of Belarusian Nationalism 1906–1931*“ unternimmt der schwedische Historiker Rudling den Versuch, den Kampf der national gesinnten belarussischen Aktivisten um eine belarussische Staatlichkeit in der Spätzeit des russländischen Imperiums und der Frühphase des Sowjetreichs nachzuzeichnen. Das Buch ist in acht Kapitel gegliedert, in denen sich der Autor dem Aufkommen des belarussischen Nationalismus chronologisch nähert. Dabei bedient er sich des von Miroslav Hroch entwickelten Konzepts der Nationenbildung. Rudling sieht die Wurzeln des belarussischen Nationalismus im 19. Jahrhundert. Er beschreibt die Aufstände von 1830/31 sowie 1863 und versucht herauszufinden, inwieweit in diesem Zusammenhang bereits ein belarussisches Selbstverständnis vorhanden war. Ferner skizziert er die geistig-politischen Strömungen, die in der zeitgenössischen belarussischen Intelligenz breit diskutiert wurden: die Ideen der *Krajovaść*-Bewegung, welche als Ziel eine gemeinsame litauisch-belarussische Staatlichkeit anstrebte, die Ideologie des *Zapadnorussizm* (Westrussismus), welche die Belarussen als Volksstamm den Russen zuordnete und jegliche Existenz einer belarussischen Ethnie vollkommen leugnete, sowie die erst im Entstehen begriffene Idee von *Krivičen* als Urahnen der Belarussen. Die Vertreter der letztgenannten Idee befürworteten eine belarussische Staatlichkeit.

Sodann geht Rudling auf das frühe 20. Jahrhundert, die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, ein. Hier zeichnet er die organisierte Phase der belarussischen Nationalbewegung nach. Er geht auf die Gründung der „Belarussischen Sozialistischen Hramada“ ein, erklärt die Bedeutung der ersten Zeitschrift in belarussischer Sprache, der „*Naša Niva*“, für die Natio-

nationalbewegung und beschreibt die Arbeit der nationalen Aktivisten am Vorabend des Ersten Weltkrieges. Zutreffend konstatiert Rudling, dass bei Kriegsausbruch die belarussische Nationalbewegung, verglichen mit anderen russländischen Völkern, relativ schwach ausgeprägt war. Dies lag zum einen an den fehlenden finanziellen Mitteln, eine groß angelegte Kampagne zur Propagierung eines belarussischen Staates zu initiieren und zum anderen daran, dass die ethnischen Belarussen hauptsächlich auf dem Land oder in Kleinstädten ansässig, dadurch schwerer erreichbar und zudem kaum mit nationalen Fragen vertraut waren. Im Zuge des Krieges kam noch erschwerend hinzu, dass die belarussische Nationalbewegung durch den Frontverlauf in zwei Teile gespalten wurde. Dennoch gelang es den verbliebenen Aktivisten im vom Deutschen Reich besetzten Gebiet („Ober Ost“), Kontakt zu den deutschen Okkupationsbehörden aufzunehmen und einige Vorteile für die nationalen belarussischen Interessen auszuhandeln. Unbestritten kam die Sprachenpolitik der Deutschen den Belarussen zugute: Belarussisch (in der Amtsführung des Landes „Ober Ost – Weißruthenisch“) erhielt den Status einer Nationalsprache und war dem Polnischen, Russischen und Litauischen gleichgestellt. Diese Maßnahme beflügelte maßgeblich die späteren nationalen Aktivitäten der Belarussen. Schließlich begünstigte die relativ „freundliche“ deutsche Besatzungspolitik gegenüber den Belarussen, ohne dies je zu beabsichtigen, die nationale Emanzipation. Diese Politik mündete in der Ausrufung der ersten Belarussischen Volksrepublik. Nach Rudling führte dies wiederum dazu, dass die Sowjets sich unter Zugzwang sahen, eine Gegenstaatlichkeit in Form der Belarussischen Sozialistischen Sowjetrepublik auszurufen und somit den Belarussen eine eigene Staatlichkeit zuzugestehen, obwohl Lenin dies anfangs abgelehnt hatte.

Nach der ersten Phase des Ersten Weltkrieges widmet sich Rudling seinem eigentlichen Forschungsinteresse, den 1920er Jahren. Hier gelingt es dem Autor, auf überzeugende Art und Weise die Vorzüge der frühen sowjetischen Herrschaft auf dem Territorium des späteren belarussischen Staates nachzuzeichnen. In den 1920er Jahren erlebte die belarussische Kultur eine Art Wiedergeburt, eine „Nationalrenaissance“. Es entstanden zahlreiche belarussische Lerneinrichtungen, Belarussisch fand als Schulsprache Eingang in den Unterricht. Die „Belarussische Staatliche Universität“ wurde ebenso gegründet wie auch die „Akademie der Wissenschaft“, in der sich die belarussische Intelligenz sammelte. Auf diese Weise waren einerseits die nationalen Aktivisten mit der von Moskau aus geförderten Kulturkampagne und andererseits das belarussische Volk mit der sozialen Entwicklung zufrieden. Beide Bevölkerungsteile hatten sich mit der Sowjetmacht arrangiert. Anders verlief die Entwicklung in Polen: Für diese Region macht Rudling deutlich, weshalb die nationalen belarussischen Aktivisten mit ihrer politischen Arbeit in der Republik Polen keine Aussicht auf Erfolg hatten und warum einige von ihnen, wie zum Beispiel Vaclaŭ Lastoŭski, es vorzogen, ihr nationales Engagement in das sowjetische Minsk zu verlegen. Die Gründe dafür, so Rudling, sind in der repressiven Politik Piłsudskis zu suchen, der jeglichen nationalen Widerstand seitens der Belarussen rigoros bekämpfte, die politischen Aktivisten verfolgte und Ende der 1920er Jahre die meisten von ihnen inhaftieren ließ. Damit wollte er den nationalen Widerstand der Belarussen brechen und eine Verschmelzung ihrer Nationalbewegung mit der sozialistischen Ideologie der Sowjetunion verhindern. Letztlich konnte aber die „nationale Wiedergeburt“ der belarussischen Kultur Anfang der 1930er Jahre auch nicht in der Sowjetunion Fuß fassen. Der politische Kurswechsel Stalins führte zur Verhaftung oder gar Hinrichtung der belarussischen Aktivisten. Diese Periode ist bei Rudling sehr gut

dargestellt: Er zeigt auf, wie die belarussische Frage zwischen Moskau und Warschau diskutiert wurde, wie die belarussischen nationalen Bewegungen in Polen und Sowjetunion agierten, in welcher Wechselwirkung sie zueinander standen und weshalb diese Periode als politische und kulturelle Grundlage für die heutige Republik Belarus zu betrachten ist.

Trotz einer sehr gelungenen Darstellung muss sich Rudling allerdings mindestens einen Kritikpunkt gefallen lassen: Der Untersuchungszeitraum (1906–1931), der im Titel des Buches angegeben ist, ist mehr als auffällig. Bei seiner Untersuchung des belarussischen Nationalismus wendet Rudling das Nationalisierungsmodell Hrochs an, welches einzelne Nationalbewegungen in ihrer Entwicklung in drei verschiedene Phasen (Phase A, B, C) einteilt.¹ In diesem Rahmen würde das Ende des 19. Jahrhunderts für die Phase A der belarussischen Nationalbewegung stehen und nicht das Jahr 1906. Nach Hrochs Modell wären das Jahr 1906 bzw. der Anfang des 20. Jahrhunderts insgesamt eindeutig in die Phase B einzuordnen, d.h. der Formierung und Konstituierung von Parteien und Organisationen sowie der aktiven Propagierung einer belarussischen Geschichte, eines belarussischen Volkes, eines belarussischen Kulturguts usw. seitens der nationalen Elite mithilfe der Massenmedien. Denn zu dieser Zeit entstand nicht nur die erste belarussische politische Partei, die „Belarussische Sozialistische Hramada“, sondern es wurde auch „Naša Niva“ herausgebracht, die erste Zeitschrift in belarussischer Sprache. Dies beweist eindeutig, dass das Jahr 1906 in die Phase B fällt und nicht – wie von Rudling angenommen – in die Phase A. Die Phase C ordnet der Autor dagegen vollkommen richtig den 1920er Jahren zu.

Insgesamt ist es Rudling dennoch gelungen, einen detailreichen, informativen und faktenreichen Überblick über die nationale Selbstfindung des belarussischen Volkes im frühen 20. Jahrhundert sowie über die Entstehung der Idee einer belarussischen Staatlichkeit zu bieten.

Artur Schleicher, Gießen

1 In der Phase A entwickelt sich das nationale Bewusstsein in der Schicht der Intellektuellen. Sie studieren die Sprache, Kultur und Geschichte ihres Volkes. In der Phase B kommt es zur Formierung und Konstituierung von Parteien und Organisationen. In der Phase C wird die Nationalbewegung zu einem Massenphänomen. Vgl. Miroslav Hroch: Die Vorkämpfer der nationalen Bewegung bei den kleinen Völkern Europas. Eine vergleichende Analyse zur gesellschaftlichen Schichtung der patriotischen Gruppen. Prag 1968. S. 24-26.

Benjamin Conrad, Lisa Bicknell (Hrsg.): Stadtgeschichten. Beiträge zur Kulturgeschichte osteuropäischer Städte von Prag bis Baku, Bielefeld: transcript Verlag 2016, 314 S., zahlr. Abb. u. Karten.

Benjamin Conrad und Lisa Bicknell legen einen Sammelband mit Skizzen über sechzehn ost- und ostmitteleuropäische Städte vor, dessen thematische Heterogenität der Funktion von Stadtgeschichte „als Spiegel größerer gesellschaftlicher Entwicklungen, Probleme und Herausforderungen“ (S. 14) gerecht werden möchte. Schon das Inhaltsverzeichnis liest sich wie ein Panoptikum an historischen und aktuellen Problemfeldern aus so unterschiedlichen Themenbereichen der Kulturgeschichte wie „Musealisierung und Monumentalisierung“ (so der Titel der ersten Sektion), „Repräsentativität und Inszenierung“ (zweite Sektion) und „Multikulturalität im urbanen Raum“ (dritte Sektion). Beeindruckend ist das geographisch

ungewöhnlich breite Panorama, welches die HerausgeberInnen eröffnen. So finden neben mehreren Metropolen Russlands auch georgische, litauische, polnische, rumänische und ukrainische Städte sowie die aserbaidjanische Hauptstadt Baku ihren Platz. Allen Beiträgen ist die intime Kenntnis ihrer AutorInnen in Bezug auf die untersuchten Städte anzumerken – basierend auf Exkursionen und im besten Sinne von Karl Schlögel's „Augenarbeit“.¹ Auch finden sich in allen Beiträgen Themen wieder, die eher nicht im Mittelpunkt bisheriger Untersuchungen standen. Der Band ist das fruchtbare Ergebnis einer langjährigen kulturwissenschaftlichen Beschäftigung junger NachwuchswissenschaftlerInnen des Mainzer Arbeitsbereichs „Osteuropäische Geschichte“ mit urbanen Räumen und deshalb nicht ohne Grund Jan Kusber gewidmet.

Im ersten Teil des Bandes wirft Svetlana Bogojavlenska einen Blick auf neue und alte jüdische Orte in Riga. Neben einem kenntnisreichen Überblick bietet sie eine Analyse des spannungsreichen Verhältnisses im aktuellen Gedenken an lettische und jüdische Opfer von Krieg und Besatzung, die immer noch häufig in Konkurrenz zueinander gesehen werden. Gleiches trifft auf die Erinnerung an Willy Brandts Besuch in Warschau 1970 zu (Lisa Bicknell): Seinerzeit löste es in Polen auch Irritationen aus, dass Brandt vor dem Denkmal für die Opfer des Ghetto-Aufstandes auf die Knie ging und nicht am Grab des unbekanntes Soldaten. Brandt war zudem in den 1980er Jahren aufgrund der Zurückhaltung einer Mehrheit der deutschen Sozialdemokratie gegenüber der Solidarność auch in der Opposition eine umstrittene Figur. Seinen Frieden mit Brandt schloss Polen erst mit der Errichtung eines dem Kniefall gewidmetes Denkmals im Jahr 2000 (S. 50). Widerstreitende Erinnerungskulturen stehen auch im Zentrum von Maike Sachs Untersuchung zu den Ausstellungen des Stalin-Museums in Gori und des Museums der sowjetischen Okkupation in Tiflis. Nur sehr zögerlich wird im ersten Museum der Mythos um den „weisen Führer“ Stalin durch eine Gegengerählung des Despoten Stalin ergänzt. Die KuratorInnen des zweiten untersuchten Museums hingegen stellen gerade das Martyrium des georgischen Volkes in den Mittelpunkt und thematisieren die verbreitete georgische Kollaboration kaum. Keine Personen, sondern die Ressource Erdöl steht im Zentrum von Elnura Jivazadas spannender Analyse zu Baku. Sie erzählt die Industrialisierung der Stadt als eine transnationale Geschichte und zeichnet die Manifestierung des „Erinnerungsortes Erdöl“ in den neu errichteten „Flame Towers“ nach. Der letzte Beitrag der Sektion befasst sich anhand der Beispiele Irkutsk und Baikalsee mit dem Spannungsverhältnis zwischen Kultur- bzw. Naturerbe und wirtschaftlichen Interessen (Julia Röttjer). Als das Ökosystem des „ältesten und tiefsten Sees der Welt“ durch Umweltverschmutzung in Mitleidenschaft gezogen wurde, kam es infolge der Entstalinisierung erstmals und trotz staatlicher Zensur zu Debatten über Belange des Umweltschutzes. Diese intensivierten sich in den 1980er Jahren und haben seit der Aufnahme des Baikalsees in die Liste des UNESCO-Naturerbes 1996 weiteren Auftrieb erhalten.

Den Anfang der zweiten Sektion machen zwei Aufsätze zu St. Petersburg (Alexander Bauer und Hans-Christian Petersen). Ihr Gegenstand sind so unterschiedliche Phänomene wie die mit dem Taurischen Palais verbundene höfische Gesellschaft des Zarenreiches sowie „Orte der Unterschichten“. Letztere entsprachen den in anderen europäischen Großstädten des 19. Jahrhunderts entstehenden Slums und stellten sowohl in der damaligen Wahrneh-

1 Vgl. Karl Schlögel: Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik, Frankfurt a.M. 2006, S. 269-274.

mung als auch in der heutigen Erinnerung marginalisierte Orte dar. Benjamin Conrad kann am Beispiel der deutschen Botschaften in Moskau zeigen, wie sich das Repräsentationsbedürfnis verschiedener deutscher Staaten hin zum Funktionalitätsbedürfnis wandelte. Er verweist zu Recht auf das Desiderat einer kulturgeschichtlichen Betrachtung solcher Orte jenseits der gängigen Analyse von Politikgehalten. Architektur und Repräsentativität kommen auch in der Untersuchung von Paul Friedl zum Tragen, in diesem Fall am Beispiel moderner Parlamentsbauten in Prag und Warschau über die Zeitenwenden von Krieg und Systemwechsel hinweg. Im Zentrum von Alena Alshanskayas Beitrag zur Allerheiligen-Gedächtniskirche in Minsk stehen konkurrierende Erinnerungspolitiken über und zu einem Kirchenbau. Sie analysiert die schwierige Gratwanderung zwischen der vom heutigen Staat betriebenen Glorifizierung der sowjetischen Zeit und der Erinnerung an die Unterdrückung von Kirche und belarussischer Bevölkerung in ebenjener Epoche. Stefan Albrechts Abhandlung führt uns in die Zeit der ungarischen Monarchie, in der die Frage des Krönungs- und damit zentralen Ritualortes zu verschiedenen Zeiten Thema heftiger Diskussionen zwischen Habsburger Dynastie einerseits und ungarischen Ständen andererseits war. Preßburg konnte sich trotz der Konkurrenz Budapests bis in die heutige Zeit als zentraler, obwohl geografisch peripherer Krönungsort für die ungarische Reichshälfte in die Erinnerungslandschaft einschreiben. An Elnura Jivazadas Artikel anknüpfend, fragt Andreas Frings in seinem Beitrag nach den Leerstellen in der Bakuer Erinnerungslandschaft. So hat das Erdöl heute andere, nicht genuin aserbaidschanische Lesarten der Stadtgeschichte wie die Bedeutung der Kongresse der frühen Sowjetzeit oder die Bakuer Moderne völlig verdrängt.

„Multikulturalität im urbanen Raum“ steht im Zentrum der drei Aufsätze der letzten Sektion des Bandes. Martin-Paul Buchholz zeigt die beeindruckende katholisch-orthodoxunierte Verflechtung „auf 260 Metern“ hin zu ihrem Kulminationspunkt, dem „Tor der Morgenröte“ in Vilnius. Hans-Christian Maner wiederum widmet sich Hermannstadt und Iași als Beispielen für multiethnische und multikonfessionelle Städte, deren Erbe ganz im Sinne der von John Czaplicka konstatierten „Archäologie des Lokalen“ in jüngster Zeit – mit Ausnahme des jüdischen Anteils – von der städtischen Bevölkerung selbstbewusst zur Schau gestellt wird.² Christof Schimsheimer beschließt den Band mit einem Blick auf die Lemberger Städtepartnerschaften, wobei er einen Schwerpunkt auf die Verbindungen zu Freiburg und Rzeszów und „deren Inszenierungen im öffentlichen Raum“ (S. 283) legt.

Die Autorinnen und Autoren erfüllen den in der Einleitung skizzierten Anspruch weitgehend. Was den an wissenschaftlichen Fragen interessierten Leser und die interessierte Leserin jedoch vermissen werden, ist ein theoretisch belastbarer roter Faden, der die Analysekategorien und Herangehensweise der AutorInnen an die von ihnen untersuchten Städte deutlich machen würde. Erst in der knappen Schlussbetrachtung von Meike Hensel-Grobe wird die Exkursion als wissenschaftliche Methode und gestützt auf die theoretische Pionierarbeit von Karl Schlögel zum Raum in der Geschichtsschreibung angesprochen.³ Schlögels Arbeiten ebenso wie die zugrunde liegenden Überlegungen von Walter Benjamin oder in jüngster Zeit die Einleitungen zu Sammelbänden von John Czaplicka und Thomas Bohn

2 Vgl. John J. Czaplicka: *The Archeology of the Local*. Introduction, in: Ders., Blair A. Ruble u.a. (Hrsg.): *Composing Urban History and the Constitution of Civic Identities*, Washington, DC 2003, S. 25-27.

3 Schlögel, *Im Raume* (wie Anm. 1). Im Sammelband ist der Titel des Bandes falsch wiedergegeben.

als Leitlinien für alle AutorInnen hätten dem Band innerhalb der Osteuropaforschung und den Urban Studies noch stärkeres Gewicht verleihen können – gerade auch im Themenfeld sozialistischer und postsozialistischer Städtebau.⁴ In der ersten und zum Teil in der zweiten Sektion stehen Überlegungen zu Erinnerungskulturen nach Jan und Aleida Assmann bzw. Pierre Nora zwar im Mittelpunkt, die AutorInnen verzichten jedoch auf eine theoretische Kontextualisierung. Vereinzelt hätte sich der Rezensent zudem Verweise auf aktuelle Untersuchungen zu verwandten Themen im Sinne eines Forschungsstandes gewünscht. Zu nennen sind beispielsweise die Arbeiten von Jörg Hackmann und anderen zu Riga oder die Arbeit von Thomas Bohn zu Minsk nach 1945.⁵

Mutig ist die Entscheidung, bei den in vielerlei linguistischen Formen vorkommenden Toponymen der Region keine strenge Gebrauchsanweisung vorzuschreiben. Indem die AutorInnen von einer generellen linguistischen Übersetzbarkeit der Namen jenseits politischer oder nationalgeschichtlicher Konnotationen ausgehen, machen sie sich unangreifbar für die endlosen und politisierenden Ortsnamendebatten der vergangenen Jahrzehnte und zeigen, dass es eine neue, transnational agierende Forschergeneration gibt, die sich den fruchtlosen politisierenden Debatten zu entziehen weiß und sich stattdessen frischerer Themen annimmt. Nichtsdestotrotz wäre in diesem Zusammenhang eine Ortsnamenkonkordanz sinnvoll gewesen. Denn vielleicht gerade wegen einiger kleinerer Mankos im theoretischen Bereich richtet sich der Band ebenfalls an ein nichtwissenschaftliches Publikum, das in Zeiten von Easyjet, Ryanair und Wizz Air im Osten Europas unterwegs ist und nach einer Reiselektüre sucht, die abseits der touristischen Pfade Geschichte und jüngsten Wandel Ost(mittel)europas in den Blick nimmt. Dieser reich illustrierte und mit Karten ausgestattete Band sollte deshalb im Reisegepäck nicht fehlen.

Jan Musekamp, Frankfurt/Oder

- 4 Vgl. John Czaplicka, Nida Gelazis u.a.: Introduction: What Time is this Place? Locating the Postsocialist City, in: Dies. (Hrsg.): *Cities After the Fall of Communism. Reshaping Cultural Landscapes and European Identity*, Washington, DC u.a. 2009, S. 1-13; Thomas M. Bohn: *Minsk – Musterstadt des Sozialismus. Stadtplanung und Urbanisierung in der Sowjetunion nach 1945*, Köln u.a. 2008.
- 5 Eduard Mühle, Norbert Angermann (Hrsg.): *Riga im Prozeß der Modernisierung. Studien zum Wandel einer Ostseemetropole im 19. und frühen 20. Jahrhundert*, Marburg 2004; Thomas M. Bohn: *Von der „europäischen Stadt“ zur „sozialistischen Stadt“ und zurück? Zur Einleitung*, in: Ders. (Hrsg.): *Von der „europäischen Stadt“ zur „sozialistischen Stadt“ und zurück? Urbane Transformationen im östlichen Europa des 20. Jahrhunderts*, München 2009, S. 1-20.

Christoph Augustynowicz: Grenze(n) und Herrschaft(en) in der kleinpolnischen Stadt Sandomierz 1772–1844, Wien: LIT Verlag 2015, 362 S.

Der Wiener Osteuropahistoriker Christoph Augustynowicz verbindet in seiner Geschichte der Stadt Sandomierz zwischen 1772 und 1844 zwei Ansätze: die klassische Analyse des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Wandels von Stadt und Region mit der neueren und bisher wenig durchgeführten historischen Analyse des Wandels von Grenze und Raum. Grenze als historisches Thema beginnt trotz ihrer Bedeutung als historische Kategorie gerade erst theoretisches Potential zu entfalten, und Augustynowicz verknüpft ihre

Erforschung in seiner Fallstudie geschickt mit der Kategorie des sozialen Raumes. Die Studie ist deshalb sowohl konzeptionell interessant als auch empirisch vielschichtig, denn sie führt chronologisch von der ersten Teilung Polen-Litauens 1772 bis hin zur Zeitperiode nach dem Novemberaufstand 1830/31.

Das hoch in der Nähe der Weichsel-San-Mündung gelegene Sandomierz hatte 1772 bereits viel an früherer politischer (mittelalterlicher Fürstensitz), wirtschaftlicher (Handel mit Waren aus dem Osmanischen Reich) und kirchlich-kultureller Bedeutung (seit 1602 ein Jesuitenkolleg) eingebüßt. Augustynowicz erforscht in seiner Monografie in vier größeren Kapiteln, wie sich die 1772 erfolgte Teilung der Wojewodschaft Sandomierz entlang der Weichsel und die neue Lage als Grenzstadt auf Verwaltung und Herrschaft, Handwerk und Handel, Raum- und Grenzbildung sowie auf die Bereiche Gesundheit und Bildung auswirkten. Die vier Kapitel werden jeweils abschließend auf die Forschungsbegriffe „Herrschaftswechsel“, „Ganzes Haus“, „Eigensinn“ und „Lebenswelt“ bezogen. Ein solches Vorgehen ist möglich, erscheint aber nicht notwendig. Für die Anlage des Buches hat der Autor die richtige Entscheidung getroffen, die Kapitel nicht chronologisch entlang der Herrschaftswechsel 1772–1795, 1795–1809, 1809–1815 und 1815–1832–1844 anzulegen, sondern den jeweiligen Wandel systematisch über den gesamten Zeitraum darzustellen. Im Kern ist so eine empirisch dichte, aber auch konzeptionell durchdachte Untersuchung entstanden, die auf einer Vielzahl von publizierten und nicht publizierten Quellen aus polnischen, russischen und österreichischen Archiven basiert.

Die vielen Ergebnisse dieser Studie müssen hier nicht im Einzelnen referiert werden. Sie sind vor allem für Polen- und Ostmitteleuropahistoriker wichtig, aber auch für vergleichende historische Arbeiten zum Wandel von Grenzen und Raumbezügen in Europa von Bedeutung. Augustynowicz weist sowohl auf Kontinuitäten als auch auf Wandel hin, in administrativer Hinsicht etwa nach 1795, als Sandomierz seine Funktion als politisches Zentrum einer Wojewodschaft verlor. Wandel wird dabei auch immer wieder in den übergreifenden Kontext des Bedeutungsverlustes der Stadt seit der Mitte des 17. Jahrhunderts gestellt. Der ehemalige Fürstensitz war Ende des 18. Jahrhunderts mit seinen gut 2 000 Einwohnern allenfalls noch eine kleine Mittelstadt mit Handels- und Gewerbetraditionen, seine Bevölkerung sollte bis in die 1840er Jahre auf gut 3 500 Einwohner steigen. Handwerk und Landwirtschaft entfalteten in diesem Zeitraum wenig Dynamik, der Handel (der Salzhandel brach ein) begann sich stärker nach Russland zu orientieren. Der Autor zeigt sehr plastisch an der Entwicklung der Weichselüberfahren die wachsende ökonomische Marginalisierung der Stadt, vor allem nach der Schließung der Zollstation im Jahre 1823. Im Bildungswesen wirkte sich auch in Sandomierz der niedergeschlagene Novemberaufstand aus und leitete eine stärkere staatliche Kontrolle sowie eine Aufwertung der russischen Sprache ein. Ego-Dokumente in einem engeren Sinne, die einen Blick in die Erfahrungen und Wahrnehmungen eines Stadtbewohners dieser Jahrzehnte ermöglichen, liegen nicht vor. Doch interpretiert Augustynowicz entsprechendes Verwaltungsmaterial so, dass Lebenswelten angedeutet werden, etwa in drei biografischen Skizzen, anhand derer exemplarisch Lebenswege der oberen sozialen Schichten gezeigt werden. Er bezieht auch die jüdische Minderheit in der Stadt und die jüdisch-christlichen Beziehungen systematisch in die Analyse ein und stellt Prozesse durch Vergleichsperspektiven immer wieder in größere Kontexte.

Augustynowicz hat mit seinem Buch der stadthistorischen Forschung durch die Kategorien Grenze und sozialer Raum eine sehr gelungene neue Perspektive verliehen. Die

sorgfältig verfasste Studie geht angesichts der schwierigen Quellenlage analytisch so weit wie möglich. Durchlebte Sandomierz in dem untersuchten Zeitraum nun einen relativen Niedergang oder eher eine Phase des Neuaufbruchs? Das Erstere scheint der Fall gewesen zu sein und hätte vielleicht etwas stärker akzentuiert werden können. Denn wir verfügen meist über Stadtgeschichten, die Entwicklung und Fortschritt darstellen, seltener dagegen Stillstand oder Niedergang.

Guido Hausmann, Regensburg

Eglė Bendikaitė, Dirk Roland Haupt (Hrsg.): The Life, Times and Work of Jokūbas Robinzonas – Jacob Robinson, Sankt Augustin: Academia Verlag 2015, 269 S.

Der Sammelband der litauischen Historikerin Eglė Bendikaitė und des schwedischen Juristen Dirk Roland Haupt ist dem litauisch-jüdischen Politiker und Juristen Jacob Robinson (J.R.) (geboren 1889 in Seirijai, gestorben 1977 in New York City) gewidmet. Dieser wirkte in Litauen, den USA, Deutschland und Israel und war zwischen 1925 und 1931 jüdischer Sprecher im Europäischen Nationalitätenkongress. 1945 war Robinson maßgeblich daran beteiligt, den Artikel „Crimes against Humanity“ vor dem Nürnberger Tribunal auszuarbeiten und dort anzuwenden. 1961 trat er zudem als Nebenkläger im Eichmann-Prozess auf. Der breiten Öffentlichkeit wurde er nach dem Eichmann-Prozess als Kritiker von Hannah Arendt bekannt.¹ Das Ziel der Veröffentlichung ist es „to remember, to bring back to public awareness, and to honour the life and work of Jacob Robinson [...] and to highlight his merits in Lithuania, the United States, Israel and Germany as well as his achievements in consolidating and in developing further the principles of justice, humanity and the rule of law on the international arena“ (S. ix). Der Sammelband ist dem internationalen Symposium mit demselben Titel entsprungen, das im Oktober 2007 in Kaunas stattgefunden hat.

Es ist bemerkenswert, welche Autoren die Herausgeber mobilisierten, um ein differenziertes Bild der Persönlichkeit Robinsons zu zeichnen: Historiker, Juristen, Verwandte und Weggefährten aus Litauen, den USA, Kanada, Israel und Deutschland. Das Spezifikum des Sammelbandes liegt deshalb darin, dass ein Teil der Beiträge als wissenschaftliche Aufsätze betrachtet werden kann, die anderen jedoch eher als „transcripts of the living word“ (S. xi) bezeichnet werden sollten. Im Buch wie im Titel wird der Name in zweifacher Schreibweise benutzt: In Litauen war er als Jokūbas Robinzonas bekannt, in seiner Zeit danach als Jacob Robinson. Die Herausgeber verzichten hier bewusst auf Vereinheitlichung und lassen die Autoren die Form benutzen, die am ehesten zu der dargestellten Zeit im Leben von Jokūbas Robinzonas und Jacob Robinson passt (S. xi).

Das Buch ist in mehrere thematische Abschnitte unterteilt, in denen entsprechende Facetten des Lebens und Wirkens von J.R. belichtet werden. Auf die Einleitung (S. 3-16), in der die Eckpunkte des Lebenslaufes von J.R. zusammengefasst werden, folgen die Abschnitte: „Jacob Robinson, the Politician“ (S. 17-66), „Jacob Robinson, the Lawyer“ (S. 67-176), „Jacob Robinson, the Diplomat“ (S. 177-205), „Jacob Robinson, the Person“ (S. 207-240).

1 Vgl. Jacob Robinson: *And the Crooked Shall Be Made Straight. The Eichmann Trial, the Jewish Catastrophe, and Hannah Arendt's Narrative*, New York, NY u.a. 1965.

In der Anlage ist das Prolegomenon „to a Bibliography of Jacob Robinson’s Writings“ zu finden (S. 243-252).

Die politische Tätigkeit von J.R. in Litauen wird anhand von zwei Beiträgen dargestellt: Seine Tätigkeit als Abgeordneter des litauischen Parlamentes Seimas, in dem er den Minderheitenblock und die jüdische Fraktion leitete, wird durch den Historiker Saulius Kaubrys belichtet („Jokūbas Robinzonas – A Member of the Second and the Third Seimas: Anatomy of Action and Experience“, S. 19-38). Die Mitherausgeberin Eglė Bendikaitė geht in ihrem Beitrag „Politician without Political Party. A Zionist Appraisal of Jacob Robinson’s Activities in the Public Life of Lithuania“ (S. 39-66) auf seine Tätigkeit als Zionist ein. Besonders wertvoll erscheint hier die Analyse seiner Aussagen in der jüdischen Zeitung zur Frage der Loyalität der jüdischen Minderheit zu Litauen. Bendikaitė zeigt, dass J.R. im Zionismus keinen Widerspruch zur Loyalität dem litauischen Staat gegenüber sah.

Besonders wichtig sind im Sammelband die Beiträge, die Robinsons juristische Tätigkeit belichten. Diese Tätigkeit wird in vier Abhandlungen dargestellt, von denen für historisch Interessierte der Beitrag von Michael R. Marrus, „A Jewish Lobby at Nuremberg: Jacob Robinson and the Institute of Jewish Affairs, 1945–1946“,² von besonderem Interesse ist. Der Autor zeichnet nach, wie J.R. den amerikanischen Ankläger Robert H. Jackson konsultierte, damit dieser vonseiten der USA die Ermordung der europäischen Juden unter Anklagepunkt 4, Verbrechen gegen die Menschlichkeit, in den Prozess integrieren konnte.

Der Bericht des Zeitzeugen Gabriel Bach, stellvertretender Generalstaatsanwalt im Eichmann-Prozesses, unter dem Titel „The Eichmann Trial and the Role of Jacob Robinson as Member of the Prosecution Team“ verspricht interessante Einblicke in den Prozess, den J.R. selbst als den Höhepunkt seiner Karriere ansah (vgl. Shabtai Rosenne: In Memoriam, S. 81). Der Leser wird jedoch enttäuscht, da der Name J.R. kein einziges Mal in dem Beitrag erwähnt wird. Mehr darüber erfährt er dagegen aus dem Beitrag von Shabtai Rosenne („In Memoriam: Jacob Robinson, November 28, 1889 – October 24, 1977“, S. 69-85), dem es gelungen ist, alle Meilensteine des juristischen Wirkens von J.R. als integrativen Teil der internationalen Rechtsgeschichte zu zeigen.

Der Beitrag des Mitherausgebers Dirk Roland Haupt über J.R. „as Writer and Practitioner in International Law“ (S. 123-176) beleuchtet ausführlich seinen Beitrag zur Entwicklung des internationalen Rechts in verschiedenen Lebensabschnitten: angefangen bei der praktischen Tätigkeit in Kaunas als Berater der litauischen Regierung in Rechtsfragen (seit 1931) bis zum Antwortbuch auf Hannah Arendts Darstellung des Eichmann-Prozesses 1965. Darin analysiert Haupt insbesondere Robinsons bibliografischen Arbeiten, seine Kommentare zu internationalen Abkommen, Monografien und Zeitschriftenbeiträge. Daraus wird ersichtlich, wie sich sein Verständnis von Recht und Gerechtigkeit mit der Zeit herauskristallisierte und wie seine Veröffentlichungen die Ausarbeitung und die Rezeption des internationalen Rechts (z.B. in Bezug auf Menschenrechte, verfestigt in der Charta der Vereinten Nationen, S. 155 f.) beeinflussten.

In zwei Abhandlungen wird Robinsons diplomatische Tätigkeit belichtet: Philipp Graf geht auf die Petition des oberschlesischen Juden Franz Bernheim von 1933 an den Völkerbund ein, in der die Wiederherstellung der Rechte der Juden im deutschen Teil Oberschlesiens gefordert wurde. Diese Petition kam dank der Kenntnisse und der Intervention

2 Dieser und einige weitere Beiträge sind im Inhaltsverzeichnis des Sammelbandes falsch betitelt.

von J.R. zustande. Thematisiert wird auch sein Kampf für die Rechte der Minderheiten im Europa der Zwischenkriegszeit („The 1933 Bernheim Petition: On Jacob Robinson’s Contribution to Jewish Minority Diplomacy in the Interwar Years“, S. 179-194). Asta Petraitytė-Briedienė stellt in ihrem Beitrag „Jacob Robinson and the Lithuanian Emigrants’ Organizations“ (S. 195-205) einen bis dato unbekanntem Bereich der Tätigkeit des Protagonisten als zweiten Vorsitzenden des Komitees für die Freiheit Litauens in den USA in den Jahren 1941/42 vor. In diesem Gremium vereinte sich nach der sowjetischen Besetzung des litauischen Staates 1940 die politische Elite Litauens im US-amerikanischen Exil.

Der Beitrag von Daniel A. Greenberg, „Jacob Robinson as a Person: The Human Side of One of the Great Figures of the 20th Century“ (S. 209-240), bietet Auszüge aus den noch nicht veröffentlichten Erinnerungen von J.R. über seine Zeit und sein Wirken, die vom Autor kurz vor dem Ableben des Biografierten während 16 Treffen aufgezeichnet wurden. Diese einzigartigen Selbstzeugnisse, eingebettet in die Erinnerungen Greenbergs, vervollständigen das Bild der Persönlichkeit von J.R. auf eine besondere, persönliche Art.

Durch diese verschiedenen Beiträge wird die Tätigkeit von J.R. in das Weltgeschehen des 20. Jahrhunderts eingebettet. Philipp Graf schreibt zu Recht am Ende seines Beitrages: „From an activist for collective minority rights he later advocated human rights; from a minority politician in the Lithuanian *Seimas* he first became a representative of the Jewish Agency, and then a representative of the young Israeli state. Robinson thus responded to the changing contours of the era – an era, which had swept the foundations of the vision of an amicable relationship between states and minorities in Europe.“ (S. 194) Es wird einerseits eine für das 20. Jahrhundert typische Biografie, durchgerüttelt von Krieg und Emigration, vorgestellt, andererseits jedoch die Einzigartigkeit dieses konkreten Menschen unterstrichen, ohne dessen Wirken viele moralische Herausforderungen der Zeit möglicherweise von der internationalen Gemeinschaft unbeantwortet geblieben wären.

Svetlana Bogojavlenska, Mainz